

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Seiner Herrlichkeit zum Trost.

Von Mrs. Forrester. — Autorisierte Übersetzung.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Vergebens bemühte sich Lord Lytton in den nächsten Tagen, einen Augenblick des Alleinseins mit Ellen zu finden — sie schien seine Absicht entweder nicht zu merken oder wollte sie vereiteln, denn sie blieb immer in der Nähe einer andern Person und ließ sich unter keinem Vorwande von derselben fortlocken. George war über das Talent Ellens zum Kokettieren, das er nie in ihr vermutet hatte, ganz überrascht; zum erstenmale im Leben fiel es ihm ein, daß sie nicht seine Schwester und eigentlich ein recht hübsches Mädchen sei.

Lytton seinerseits ärgerte sich über den vertraulichen Ton zwischen George und Ellen, seltsamer Weise zürnte er der letzteren deshalb nicht, sondern nur seinem Kameraden, der ihn absichtlich in schlechtem Lichte geschildert hatte und selber so sicher in ihrer Meinung dastand. Er wünschte sehnend, das reizende Mädchen allein zu sprechen, obgleich sie ihn bei dem letzten tête-à-tête, das er mit ihr gehabt, so schlecht behandelt hatte; er wußte ihr auch eigentlich nichts zu sagen, was nicht jeder hätte hören können, aber jeder Mann, der sich für ein Mädchen interessiert, unterhält sich lieber unter vier Augen mit ihr, als in Gegenwart anderer.

Ihre Augen hatten übrigens in den letzten Tagen, wenn sie den seinen begegnete (und dies geschah immer, wenn sie nach ihm hinblidete), einen Ausdruck gezeigt, den er sich vergebens zu enträtseln bemühte. Er wußte nicht, war es Spott

oder Koketterie, was er in ihnen las, oder durfte er glauben, daß sie ein sanfteres Gefühl widerpiegelten? Wied sie ihn nicht aus Abneigung so hartnäckig, sondern lediglich um die Rolle, die sie sich selbst auferlegt hatte, zu Ende zu spielen?

Der letzte Abend seines Aufenthaltes auf dem Gute war gekommen, ohne daß Lytton Gelegenheit gehabt hätte, sie allein zu sprechen. Die Damen hatten sich zurückgezogen, und er ging eben auf sein Zimmer, um einen andern Rock anzulegen, als er im Korridor Ellen begegnete. Die günstige Gelegenheit durfte er nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

„Miß Ellen,“ sagte der sonst so tapfere Soldat und zitterte fast vor Aufregung, als er mit dem kleinen Landmädchen sprach, „wollen Sie mir nicht ein freundliches Wort zum Abschied sagen?“

Er ergriff dabei ihre Hand, und durch diese Berührung



Geburtsstagsfeier.

Nach dem Gemälde von Margarete Pfeiffer.

schien er seine Aufregung auch ihr mitzuteilen, denn Ellen erbleichte sichtlich und begann zu zittern. Nie in ihrem Leben hatte ihr jemand den Hof gemacht oder gezeigt, daß ihm an ihrer Freundschaft etwas gelegen sei, daher war ihr diese Sprache ganz neu und erschreckend. Er sah so hübsch aus, als er sie jetzt anblickte, sein ganzes Wesen zeigte so viel Verehrung und Schüchternheit, daß ihr Herz ihm unwillkürlich entgegenzuschlug, besonders da sie von Anfang an, seit sie ihn gesehen hatte, trotz ihrer Unfreundlichkeit, zu seinen Gunsten eingenommen war. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie ihrer weichen Stimmung gehorchen sollte oder nicht, dann stieg der kleine Teufel wieder in ihr auf und warnte sie, den Triumphwagen, an dem alle Damen seiner Bekanntschaft zogen, mitziehen zu helfen. Daher zog sie ihre Hand ruhig aus der seinen und fragte unschuldig:

„Nun, was soll ich Ihnen denn sagen?“

So lange Lord Lytton ihre Hand in der seinen gehalten, hatte er das Gefühl gehabt, als sei sie in seiner Gewalt; jetzt, da sie ihm dieselbe wieder entzogen hatte, kam ihm spöttischen Blickes gegenüber seine alte Schüchternheit, die er übrigens nur ihr gegenüber kannte, wieder über ihn.

„Sagen Sie, daß Sie meine Abreise bedauern,“ flüsterte er, „aber,“ setzte er, ihren immer lachenderen Gesichtsausdruck bemerkend, hinzu, „Sie wollen wohl keine Lüge sprechen und scheinen ja ganz glücklich zu sein, mich los zu werden.“

„O nein,“ antwortete sie, froh, ihn recht necken zu können, „das bin ich nicht. Aber sehen Sie, nun brauche ich mir doch keinen Zwang mehr aufzuerlegen.“

„Keinen Zwang? Was meinen Sie damit?“ fragte er beleidigt.

„Ich wurde, so lange Sie bei uns waren, die Furcht nicht los, daß ich Ihnen irgendwie im Wege war, oder Ihnen die Gemütlichkeit raubte, oder daß ich Sie belästigte, obgleich ich mir ja alle Mühe gab, Sie zu meiden, wie Sie zugeben werden,“ sagte die boshafte kleine Ellen.

Lytton ärgerte sich so über sie, daß er nahe daran war, ihr den Rücken zu kehren und fortzugehen, aber er beherrschte sich und sagte ruhig und kühl:

„Ich hoffe meinen Besuch hier wiederholen zu können, aber da ich Ihnen beständige Unruhe, beständigen Zwang auferlegt habe, so bleibe ich natürlich besser fort.“

Jetzt war es an Ellen nachzugehen.

„Meinethalben dürfen Sie immer wiederkommen,“ sagte sie freundlich, aber sobald sie den angenehmen Eindruck, den ihre Worte auf ihn machten, auf seinem Gesichte las, setzte sie hinzu: „Das heißt, wenn ich Ihnen genügendes Vertrauen eingeflößt habe, wenn Sie sich mir gegenüber völlig sicher und unbesorgt fühlen.“

„Ärgern Sie mich nicht fortwährend,“ bat er. „Ich hätte eine so angenehme Erinnerung von diesem Besuche behalten, wenn Sie mich gütiger behandelt hätten!“

Seine Augen, die immer kalt und ablehnend in die Augen schöner Frauen blickten, leuchteten. So sind die Männer! Was sie haben können, ist ihnen gleichgültig, das Unerreichbare dagegen lockt und reizt sie!

„Bin ich Ihnen wirklich so zuwider?“ fuhr er warm fort.

„Halten Sie mich wirklich für einen so eingebildeten Esel, wie George aus mir gemacht hat? O, Miß Ellen, wenn Sie wüßten, wie viel mir an einem freundlichen Worte von Ihnen liegt!“

Er hatte ihre Hand abermals ergriffen und fühlte, daß sie zitterte, daß auch sie aufgeregt war. Dadurch ermutigt, rief er: „Wollen wir nicht gute Freunde werden? Ich wäre so froh darüber. Seien Sie gut, Miß Ellen, ja?“

Auf Ellen konnte diese erste kleine Liebeszene in ihrem jungen Leben nicht ohne Eindruck bleiben, so ließ sie sich von dem Zauber des Augenblickes hinreißen, ein „ja“ zu sammeln. Aber als sie sein strahlendes Gesicht sah, setzte sie hinzu:

„Wenn Sie kein Lord wären und keine 20 000 Pfund Zinsen das Jahr hätten, könnten wir Freunde sein, so aber —“ und sie wollte eilig die Flucht ergreifen. Er hatte aber durchaus nicht die Absicht sie schon fortzulassen, er war so aufgeregt, daß er im Begriff stand, ihr auf der Stelle einen Heiratsantrag zu machen. Selbstverständlich öffnete sich in diesem Augenblick eine Thür, und so ungelegen wie nur möglich erschien George im Korridor und rief mit lauter Stimme:

„Lys, wo bleiben Sie? kommen Sie heute Abend nicht mehr herunter?“

Ellen benutzte den Augenblick und machte sich aus dem Staube, Lytton konnte sie natürlich jetzt nicht zurückhalten. Er unterdrückte mit Mühe einen Fluch und rief dann:

„Ich komme, George!“

Abends auf seinem Zimmer überlegte er, ob es vielleicht angehe, daß er Ellen ein paar Zeilen schreibe und sie um ein Gespräch am Morgen vor seiner Abreise bäte. Aber was wollte er ihr eigentlich sagen? Die Geschichte mit dem Heiraten mußte er sich doch noch überlegen, er war ein geschworener Feind der Ehe. Außerdem war es ja auch möglich, daß dieses Mädchen, das ihn gerade wegen seiner Gleichgültigkeit gegen seine Stellung und sein Vermögen so anzog, daß dieses Mädchen alles, was er ihm bieten konnte, ausschlug und ihm einen Korb gab. Sollte er sich dem aussetzen? Unter diesen Umständen war es besser, das Schreiben zu unterlassen, und Lytton gab denn auch seinen Plan auf.

Die Gelegenheit, sie allein zu sprechen, bot sich nicht wieder. Als er ihr zum Abschied die Hand reichte, sahen ihn ihre Augen so bösartig, so mutwillig an, ihm war es, als läse er in ihnen die Worte:

„Gott sei Dank, daß Sie abreisen!“

Nicht einen Funken von Gefühl sah er in ihnen, und doch, und doch, war er gestern Abend so ein Thor gewesen und hatte sich eingebildet, er sei ihr nicht gleichgültig.

Nach seiner Abreise ruft Ellen ihre Hunde und unternimmt einen Spaziergang mit ihnen. Sobald sie außer dem Bereiche des Gesehensverdens ist, setzt sie sich in Parke auf einen Baumstumpf nieder und thut etwas, was sie kaum jemals in ihrem Leben gethan hat: sie bricht in leidenschaftliches Weinen aus, woraus der freundliche Leser seine Schlüsse ziehen kann.

Der Hühnerhund benutzt die günstige Gelegenheit, ihr auf und davon zu laufen, auch dem Dach wird es langweilig hier zu stehen, er begiebt sich auf eine selbständige Wanderschaft, nur der Neufundländer legt sich still zu den Füßen seiner Herrin nieder und sieht sie mit seinen treuen Augen mitleidig an: er fühlt, daß nicht alles mit ihr ist, wie es sein soll, aber was sie bedrückt, kann er natürlich nicht erraten.

Worüber weint die arme kleine Ellen eigentlich? Wenn

man sie fragen würde, könnte sie wohl kaum eine Antwort darauf geben. Sie weiß es selbst nicht, sie ist so traurig, sie fühlt nur, daß durch Lyttons Fortgehen eine Leere entstanden ist, die sie früher nie gemerkt hat.

Wie schön war er! wie liebenswürdig und freundlich! Schade, schade, daß er ein Lord und so reich war! Er war es so wert, um seiner selbst geliebt zu werden, wie konnte er sich nur einbilden, daß die Frauen ihn um seines Geldes und Titels willen liebten! Gott sei Dank, von ihr kann er wenigstens diese Meinung nicht haben, sie sagt es sich mit innerer Genugthuung, sie hat ihn immer abweisend und schnippisch behandelt, es ihm immer gezeigt, daß er in ihren Augen nichts Besonderes durch seine Stellung sei! Und doch, trotz ihres unartigen Benehmens gegen ihn, wie hat sie sich von der ersten Minute zu ihm hingezogen gefühlt! Es ist vielleicht ein Glück, daß er fortgefahren ist, denn wäre er länger geblieben, so hätte er sicher seine wachsende Macht über sie gefühlt, und wäre dadurch veranlaßt, ebenso gleichgültig oder zurückweisend ihr gegenüber zu werden, wie gegen die anderen Damen seiner Bekanntschaft.

Sie denkt nach, was er ihr wohl noch gesagt hätte, wie jene Scene im Korridor wohl geendet hätte, wenn George nicht plötzlich seinen Freund gerufen hätte! Der Ausdruck seines Gesichtes hatte ihr eigentlich Furcht eingeflößt, obgleich sie jetzt nicht weiß, warum man sich vor einem hübschen jungen Manne mit den feinsten Manieren der Welt fürchten sollte. Wollte er ihr vielleicht einen Heiratsantrag machen? Was hätte sie, die so unerfahren war, die so wenig Lebensart hatte, darauf wohl erwidert?

Nun war alles, alles aus. Sie wird ihn nie, niemals wiedersehen. Er wird gewiß, sobald er erst in London ist, die Existenz des kleinen Landmädchens ganz vergessen. Sie wird ihn nie vergessen, das weiß sie, in ihrem stillen, einförmigen Leben hat sie nur zu viel Zeit, sich seiner zu erinnern. Er ist ja kaum zwei Stunden fort, und schon spürt sie die Leere. Bis jetzt war ihr Leben so angenehm durch den Onkel, die Tante, die Cousins, die Hunde, die Musik und Handarbeit ausgefüllt worden, jetzt kommt ihr alles zerlos vor und als nähme sie nicht das geringste Interesse daran. Sie hat es gar nicht gewußt, daß sie sich während der Zeit, daß Lytton da war, besonders glücklich gefühlt hat, jetzt aber weiß sie, daß sie sich, wenn er fort ist, unaussprechlich elend fühlt.

Drei Tage vergingen so, drei endlose Tage, in denen sie hundertmal nach der Uhr blickte und sich wunderte, daß der Zeiger so langsam vorwärts rückte. Max neckte sie unaufhörlich mit ihrer Schweigheit, er fragte sogar, ob sie ihr Herz an Lytton verloren habe, daß sie seit seiner Abreise so schwermütig umhergehe. Von dem Augenblicke ab machte Ellen übermenschliche Anstrengungen, so heiter wie immer zu scheinen, damit nur ja niemand auf diese Vermutung käme, und nur in der Einsamkeit ihres Zimmers gestattete sie sich das Vergnügen, ihren Träumen und ihrer Sehnsucht nachzugeben.

Ungefähr eine Woche nach Lyttons Abreise erhielt Ellen aus einer Londoner Musikalienhandlung ein Paket. Sie öffnete es erröthend, denn sie ahnte es, wer der Absender war, und fand einige neue Lieder darin, von denen Lytton ihr gesprochen und die er ihr zu singen empfohlen hatte. Kein Wort begleitete die Sendung, aber Ellen war doch glücklich darüber, da sie sah, daß Lytton noch ihrer gedachte, nur von ihm konnten die Noten kommen, sie kannte niemanden, der ihr sie hätte schicken sollen.

Auch Mrs. Temple war überzeugt, daß Lytton der freundliche Sender der Lieder war, und wünschte durchaus, Ellen solle ihm schreiben und ihm ihren Dank aussprechen. Das junge Mädchen ließ sich aber auf keinen Fall dazu bereden. Sie gab endlich insofern nach, daß sie an George schrieb, ihm von dem anonymen Paket erzählt und ihn bat, falls dasselbe von Lytton komme, ihm in ihrem Namen für seine Aufmerksamkeit zu danken.

Ein paar Tage darauf erhielt Mrs. Temple ein größeres Päckchen aus London, ein eleganter Plüschhändler zu Photographieen mit Goldverzierungen lag darin, diesmal wurde die Sendung jedoch von einem Briefe Lyttons begleitet, in dem er seine liebenswürdige Wirtin bat, dies kleine Andenken freundlich von ihm anzunehmen. Er erlaube sich, sein Bild einzulegen, und bitte die Damen herzlich, ihm die Ehre zu erweisen und ihm ebenfalls ihre Photographieen zu senden, er würde dieselben als eine Erinnerung an die sehr angenehm verlebte Zeit im Templeschen Hause aufbewahren. Mrs. Temple war entzückt von Lyttons Liebenswürdigkeit und ahnte nicht, daß sie dieselbe Ellen zu verdanken hatte. Ellen aber, die zwischen den Zeilen zu lesen verstand, hörte erröthend und mit klopfendem Herzen die Lobpreisungen, die dem jungen Manne zu Teil wurden, an.

„Wir werden ihm natürlich unsere Bilder schicken,“ sagte ihre Tante. Aber Ellen war nicht dieser Ansicht. Das Ihrige sollte unter keinen Umständen geschickt werden. Der junge Lord nahm nur darum Interesse an ihr, weil sie ablehnend gegen ihn war, darum mußte sie, wollte sie sich sein Interesse erhalten, so bleiben.

„Du kannst ihm dein Bild senden, Tante,“ sagte sie „An meinem wird ihm nicht viel gelegen sein, das behalte ich hier.“

„Er hat auch um das Deine gebeten, warum willst du es ihm nicht schicken?“ erwiderte Mrs. Temple. „Das mit dem Strohhut ist sehr hübsch und gut getroffen.“

Ellen gab keine Antwort, handelte aber stillschweigend. Sie versteckte ihre Photographie, und als Mrs. Temple mit umgehender Post Lord Lyttons Brief beantwortete, war kein Bild von Ellen zum Einlegen zu finden. Die gute alte Dame schrieb ihm einen langen Brief und erwähnte darin, daß sie sehr gern seinen Wunsch erfüllte und ihr Konterfei einlege, von ihrer Nichte sei jedoch gegenwärtig keines vorrätig, daher müsse er einstweilen darauf verzichten.

Wie gut ist es, daß wir nicht sehen und hören können, was in unserer Abwesenheit vorgeht. Die alte Frau wäre wohl über die Schlechtigkeit der Welt sehr empört gewesen, hätte sie gesehen, wie wütend der junge Mann ihren Brief zerknitterte, wie achtslos er ihr Bild auf den Tisch warf und dabei einen leisen Fluch zwischen den Zähnen murmelte. Nicht etwa, daß sein Zorn ihr galt, im Gegenteil, er achtete sie und hatte sie gern, — erzürnt war er nur auf Ellen und hatte doch nichts, woran er seine Wut gegen sie auslassen konnte. Er sehnte sich danach, ihr liebes, schelmisches Gesichtchen zu sehen, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch eine Photographie desselben, und nicht einmal diesen kleinen Wunsch erfüllte ihm das böse Mädchen!

Lyttons Bild wurde in einen Rahmen gesteckt und im Wohnzimmer hingestellt, und Ellen stahl sich zu den Tageszeiten, in denen das Zimmer, wie sie wußte, leer war, hinein und konnte minutenlang vor dem Bilde stehen und es mit sehnenenden Blicken betrachten.

Ein paar mal getraute sie sich sogar, das Bild abends, wenn alles schlief, in ihr Zimmer zu nehmen, aber so seltsam es klingen mag, wenn sie es gar zu lange betrachtet hatte, waren ihre Augen am anderen Morgen immer so rot, als hätte sie geweint. Der Leser wird sich gleich mir darüber wundern, denn welchen Grund hätte ein junges Mädchen, über die Photographie eines jungen Mannes in roter Garduniform zu weinen, besonders wenn ihr dieser junge Mann vollständig fremd ist!

Zweites Kapitel.

Lord Lytton saß in seiner eleganten Wohnung in einem Sessel und rauchte eine Cigarre. Die Gedanken, denen er nachhing, schienen nicht besonders erfreulicher Natur zu sein, dennoch wünschte er, ihnen nicht entzogen zu werden, denn er hatte seinem Diener angejagt, er sei für niemand zu Hause.

Vor einer Stunde hatte er das Bild der vortrefflichen Mrs. Temple erhalten, der Leser kann daher den Grund seiner verdrießlichen Stimmung erraten. Er war empört über das kleine Landmädchen, das ihm so — so unbüßlich gegenübertrat und nicht einmal die kleine Bitte um eine Photographie erfüllte, während die vornehmsten Damen ihm stets freundlich und lächelnd begegneten und ihm umgeben ihre Bilder schenkten. Wie wenig er sich jedoch aus der Liebenswürdigkeit der letzteren machte, bewies, daß ihre Porträts in einem Schüchtern zusammengehäuft lagen; das einzige Bild, das sein Zimmer schmückte, war das seiner toten Mutter. Ellens Bild hatte er zwar auch nicht ausgestellt, damit die Fremden, die ihn besuchten, es nicht zu sehen bekamen, aber wenn sie es ihm geschickt hätte, würde er einen reizenden Rahmen dazu gekauft (er hatte sich schon ausgemalt, welche Farbe er wählen würde), und das Bild in ein besonderes Fach gelegt haben, von wo er es gewiß oft vorgekommen und betrachtet hätte. Daß sie ihm nicht den kleinsten Wunsch erfüllte! Er wußte ganz genau, daß er zwei oder drei Bilder von Ellen gesehen hatte, eines lag sogar achtlos mit fünfzig anderen in Georges Schreibtische, er hatte ihn jedesmal darum bitten wollen, eine gewisse Scheu hielt ihn jedoch immer davon zurück — einmal war er sogar nahe daran gewesen, das Bild ungefragt zu nehmen, eine solche Handlung war aber nach seinen Begriffen eines Gentleman unwürdig, daher war er ohne das gewünschte Bild abgereist. Wie konnte das kleine Mädchen nur so raffiniert grausam sein!

Seine Herrlichkeit hatte sich immer für einen Märtyrer gehalten, wenn er Mühe hatte, den Schlingen, die ihm täglich gestellt wurden, zu entgehen. Jetzt lernte er ein neues, viel ernsteres Leiden kennen, das, unerwidert zu lieben. Das Leben war doch wirklich eine miserable Erfindung. Nichts ging Einem nach Wunsch. Dabei schlug er wütend auf ein Stück Holz, das vornan im Kamin lag. War er jemals fünfzig Schritte in der St. Jamesstreet gegangen, ohne daß ein paar Damen ihre Equipagen anhielten, um mit ihm zu sprechen, um ihn zum Frühstück, zum Diner, zum Theater einzuladen? So entgegenkommend waren die Damen der höchsten Gesellschaft zu ihm, und hier that ihm ein kleines Mädchen, das einzige Mädchen, aus dem er sich vielleicht etwas machte, nicht einmal den Gefallen, ihm ein armseliges Bild zu schenken. Natürlich war nur George mit seinem dummen Geschwätz schuld daran. Man mußte sich eigentlich verschwören, zu seinen Freunden nie etwas anderes als „ja“ oder „nein“ zu sagen, sie können ja alle den Mund nicht halten. Und plötzlich kam der innige Wunsch über Lytton, sie solle ihn wenigstens, wie andere Frauen, um seines Titels und Geldes wegen lieben, er schätzte zwar diese Gleichgültigkeit gegen weltliche Güter an ihr, aber was hätte er nicht jetzt darum gegeben, in ihr ein wärmeres Gefühl für sich zu erwecken!

Lytton war von den Frauen stets verwöhnt worden. Wie ein Kind durch viel Süßes, das man ihm zu naschen giebt, Widerwillen oder Gleichgültigkeit gegen dasselbe bekommt, so war ihm das zu freundliche Entgegenkommen unangenehm geworden, und er hatte in letzter Zeit ab und zu sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß er Einladungen ohne jeden Grund ausschlug, eine Unhöflichkeit, die er sich in früheren Jahren nie hätte zu Schulden kommen lassen. Bei seinem ersten Eintritt in die Gesellschaft hatte er sich über all die Gunstbezeugungen gefreut, jetzt waren sie ihm so zum Überdruß geworden, daß er ihnen aus dem Wege ging, wo er nur konnte. Wenn er einen Ball besuchte, ging er immer vor dem Rotillon fort, da es ihm einmal passiert war, daß er fast sämtliche Orden erhalten hatte und die Herren ihn natürlich wochenlang damit neckten.

Plötzlich raffte sich Lytton gewaltig auf und sagte: „Narr, der ich bin! Wie oft habe ich über die Frauen gepöppelt, und nun lasse ich mich wie ein dummer Junge behandeln und wegen eines Landmädchens den Kopf hängen! Das kann so nicht fortgehen! Ich will und werde sie mir aus dem Sinn schlagen, sie vergessen!“

Und im selben Augenblick sah er, wie um seinen Entschluß recht zu erschweren, ganz deutlich einen dunklen Vodenkopf, ein lachendes Mädchengesicht vor sich, sie blickte genau so, wie damals, als sie ihm sagte, daß Wilde anders dächten als civilisierte Völker und daß sie so eine Art Wilder sei. Wäre der verdammte George nur nicht gerade in dem Augenblick erschienen, als sie sichtlich launiger und weicher wurde! In seinem Leben konnte er ihm dies unzeitige Dazwischenkommen nicht vergehen.

Lytton seufzte, wie ein armer, in Schulden stekender Fährdrich seufzt, der eine große Leidenschaft aber keine Ausichten für die Zukunft hat.

Künftige Woche wollte er zur Jagd nach Blankshire fahren. Er hätte lange geschwankt, ob er die Einladung annehmen sollte, da er wußte, daß er dort mit vielen Frauen zusammen treffen würde, jetzt schien es ihm aus mehreren Gründen geraten, sie nicht auszuschlagen. Erstens würde er den Damen, die er traf, gerechter sein, ihnen höflicher begegnen, wenn er auch durchaus nicht die Absicht hatte, Hoffnungen in ihnen zu erwecken, — zweitens aber hoffte er, wenn er andere Frauen traf, einzugehen, wie sehr er Ellen überschätzte und daß an ihr gewiß gar nichts so Anziehendes war, wie er es sich in den Kopf gesetzt hatte. Es war gewiß eine bloße Laune von ihm, es mußte ihm gelingen, ihrer wieder Herr zu werden!

Lord Lytton fand bei seiner Ankunft in W. . . eine sehr liebenswürdige, heitere Gesellschaft vor. Er kannte vier von den eingeladenen Herren genau, und auch von den fünf Damen, die er vorfand, waren ihm zwei wenigstens oberflächlich bekannt, die anderen kannte er nicht. Ganz besonders viel hatte er immer von Mrs. Beguylla, der einen von den erstgenannten Damen, sprechen hören, einer reizenden jungen Witwe, der er sich aber bis jetzt nie hatte vorstellen lassen, weil man von ihr erzählt, daß sie jeden reichen Mann, der ihr in den Weg träte, als passende Partie betrachte und sich alle Mühe gäbe ihn zu umgarnen. Sie sah so unschuldig und lieblich aus, daß kein Mensch ahnte, welche eine raffinierte kleine Person sie war, nur die, die sie bereits aus Erfahrung kannten, wußten, was sie von ihr zu halten hatten, aber vergebens warteten sie Neulinge vor ihrer Bekanntschaft, ein jeder mußte selbst das Lehrgeld zahlen, ein jeder glaubte und traute ihr, bis er sie durchschaute hatte. Zu jeder andern Zeit hätte sich Lytton über ein Zusammensein unter einem Dache mit dieser Frau entschieden geärgert, jetzt war es ihm, da seine Gedanken fortwährend bei Ellen weilten, gleichgiltig, und er meinte, daß ihn diesmal kein weibliches Entgegenkommen zu erzürnen imstande sein würde.

Die andre ihm bekannte Dame war Lady Aurora Borealis, ein großes, starkes Mädchen, das alle Neigungen eines Mannes hatte, rauchte, jagte, fischte und ritt. Auch ihr sehnlichster Wunsch war es, zu heiraten und zwar einen reichen Mann, denn sie war arm und konnte Geld brauchen, aber bis jetzt war es ihr, trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht gelungen, einen Gatten zu erobern, denn die Männer, die das Parte, Weibliche in einem Mädchen lieben, verabscheuten sie, und die anderen — und dies waren hauptsächlich ganz junge Leute, denen ihr Auftreten imponierte — fanden zwar, daß sie ganz famos Gesellschaft sei, sie zu heiraten konnte sich aber doch keiner entschließen. Sie mißfiel Lytton in hohem Grade, obgleich sie ihn bis jetzt in Ruhe gelassen und nicht wie viele ihrer Schwestern deutlich gezeigt hatte, daß er ihr ein gern gesehener Bewerber sein würde.

Die drei ihm fremden Damen waren seine Wirtin, ihre Schwester, deren auffallende Ähnlichkeit mit Ellen ihn frappierte, und eine andre junge Dame, die so sehr mit einem Offizier aus der Gesellschaft kokettierte, daß sie für keinen andern Sinn oder Augen hatte.

Es war ein sehr gastfreundliches Haus, in das Lytton gekommen war, jeder durfte thun und lassen was er wollte, unbekümmert um die anderen, jeder sollte sich gleich ganz heimlich fühlen, und das war bei so liebenswürdiger Aufnahme nicht schwer.

Lytton begann sich mit einem der ihm bekannten Herren zu unterhalten, aber seine Augen schweiften unaufhörlich zu dem Gesichte herüber, das ihn so seltsam an ein andres wohlbekanntes Gesicht erinnerte. Worin bestand die Ähnlichkeit? Beide junge Mädchen trugen ihr Haar in Locken, beide waren zart, beide hatten feine edle Gesichtszüge, — ob ihre Augen sich gleichen, wußte er noch nicht, da er in die seiner neuen Bekannten noch nicht geblickt hatte. „Nellie,“ wie ihre Schwester sie nannte, strickte fleißig an einem Strumpfe, Lytton sah, wie rasch die Hände sich rührten. Er blickte so oft nach ihr hinüber, daß er dem Herrn, mit dem er sprach, zerstreut und verfehlt antwortete und dieser ihn verwundert fragte:

„Woran denken Sie eigentlich, alter Bursche? Wenn ich nicht irre, hat es Ihnen die Schwägerin unseres Wirtes angethan, denn Sie sehen ja fortwährend nach ihr hin. Nun, nun, nehmen Sie sich in Acht. Wenn Sie nicht auf ihrer Hut sind, fallen Sie herein, noch ehe sie wissen wie. Sie will partout heiraten, und Sie sind keine zu verachtende Partie. Ich glaube gar, sie strickt Ihnen zu Liebe schon diesen Strumpf, es ist, wie Sie sehen können, ein Soldatenstrumpf, vielleicht ist das ein neues Mittel zum Fangen.“

Lytton ärgerte sich, daß man ihn sofort durchschaute, aber er ärgerte sich auch, daß über eine Dame, die seiner Ellen gleich, so geurteilt wurde.

„Sie erinnert mich an eine Bekannte,“ antwortete er und bemühte sich gleichgiltig zu sprechen, „ich besinne mich vergebens an wen.“

Lytton sah beim Diner neben Miß Nellie, er führte jedoch eine andre Dame zu Tische und das junge Mädchen sah zu seiner Linken, aber seine Augen suchten ihr Gesicht fortwährend, etwas, das von ihr nicht unbemerkt blieb und ihr nicht unangenehm war. Sie war eine gewandte kleine Schauspielerin und benutzte eine Pause in der Unterhaltung mit ihrem Herrn, um in schüchternem Tone eine Frage an Lytton zu stellen. Da das Gespräch einmal angebahnt war, unterhielt er sich bald lebhaft mit ihr, und seine Wirtin bemerkte mit großer innerer Genugthuung, wie angezogen der ihr so kalt und blasirt geschilderte junge Mann ausah, und baute daraufhin die schönsten Lustschlösser für ihre Schwester.

Mit jedem Worte, das Miß Nellie sprach, trat ihre Ähnlichkeit mit Ellen stärker hervor, und doch war sie so ganz anders wie Ellen. Sie war so sanft, so schüchtern, sie hatte nichts von Ellens schelmischem, neckischem Wesen, o, wenn er die letztere hätte so unwandelbar können, daß sie gegen ihn so wäre wie seine augenblickliche Nachbarin. Da er fortwährend an Ellen dachte, nahmen seine Blicke und Worte unwillkürlich eine Wärme an, die der jungen Dame, mit der er sprach, sowie der übrigen Gesellschaft nicht entgehen konnte.

Besonders unangenehm berührt war Mrs. Beguylla durch diesen Weibrauch, den sie einer andern als sich streuen sah. Auch sie hatte gehofft Lytton zu gewinnen und ärgerte sich, daß sie ihn sich entschließen sah. Niemand ahnte, welche Gedanken dies süß und lieblich lächelnde Geschöpf hegte.

„Er ist ein Narr,“ dachte Mrs. Beguylla, „in die Schlinge einer solchen Kokette zu fallen. Wenn Nellie anfängt die Unschuldigen zu spielen, könnte man sich krank lachen, und wenn man sich nicht darüber ärgern müßte, daß ein Mann so dumm sein kann, gäbe es einen Hauptpaß.“

Unterdessen sagte Lytton sich zu wiederholten Malen: „Wie schade, daß sie nicht Ellen ist! Daß sie nicht Ellen ist und doch ihr schüchternes, liebliches Wesen behält! Aber dann wäre ich zu glücklich, darum soll es gewiß nicht sein.“

Wer Miß Nellie kannte, wußte, was hinter dieser unschuldigen Außenseite steckte, und daß sie mit Herren oder Damen stets der Unterhaltung einen frivolsten Ton zu geben wußte, weil das das einzige Genre war, das sie amüsierte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt der Geräusche.

Von Alfred Friedmann.

Nachdruck verboten.

Es zeigt die bewegliche Quecksilbersäule vor meinem Fenster in ihrem gläsernen Röhrlein auf 30. Dreißig Grad Hitze im Schatten. Die Persianen sind heruntergelassen, ihre roten und weißen Streifen mischen die Tinten in der Sonne und werfen Rosalich in meine Bierpfählewelt. Ich bin rosafarbener Laune, denn ich träume; ich habe gerade keine Veranlassung unangenehm zu träumen, und da an und für sich nichts gut oder böse sein soll, sondern das Denken es erst dazu macht, warum sollte mein Denken die Dinge jetzt nicht so gut machen, als es kann. Ich liebe die Einsamkeit. Ist sie doch die Spen-derin aller guten Gaben. Die Sammlung, die Aregung, die Ausführung ruht in ihrem Schoße. Wenn wir unser Können vergeudet, zerstreut haben, wenn uns das Leben nichts mehr bietet, heut sie uns neues Leben. Des Lebens bunter Tand zerstreut vor unseren Augen, aber schon webt sie ein neues Weltband um uns, führt uns ins Leben zurück und lehrt das ver-trodnete, aber wieder sehnsüchtig gewordene Herz aufs neue lieben.

Es ist Mittag. Totenstille. Diese Ruhe — kling' es noch so paradox — ist eine Drgie des Ohres! Unsere Sinne können sich auch negativer Freuden freuen. Ist der Schlaf nicht ein Tod im Leben, ein Stillstand aller Empfindungen und Gefühle? Und sagen wir nicht: „Ach, könnt' ich nur schlafen!“ Oder: „Wie gut hab' ich geschlafen!“ Vielleicht auch: „Ach, war das ein erquickender Schlaf!“ So schließen wir das ermüdete Auge, wir legen die durch Tafen angestrengte Hand, den Fuß in eine bequemere Stellung . . . nun feiert das Ohr ein Fest der Ruhe.

Kein Laut. Keine Fliege, die summend durchs Zimmer zieht, kein pickender Holzwurm — so ist's wohl im Grab.

Ich sinne. Ich setze Epen, Romane, Dramen zusammen, der Flug der Phantasie ist ungehindert. Zum Glück ist's nur Phantastieflug; Epen, Romane, Dramen verschwinden wieder; sie haben keine Feder, keinen Setzer, keinen Drucker, keine Leihbibliothek, keine Verlagshandlung, keinen Regisseur, keinen Acteur, keine Actrice, kein Publikum in Bewegung gesetzt.

Da bellt ein Hund unten am Hausthor! Der Zauber ist gebrochen! Mein Gedankengang ist gestört. Es ist, als ob sich zwei im Weltmeere schwimmende Planken getroffen, gestoßen hätten und nun ganz andere Richtungen verfolgten.

Ich sage mir: „Gewiß ein Bettler, den der Portier ab-gewiesen!“ Oder — und eine seltsame Unruhe besält mich — „ein Besuch, der dich stören will? Da muß ich meine be-queme Lage ändern, den Knoten meiner Krawatte korrekter ziehen; vielleicht ist es der Briefträger, in dessen Händen die finsternen und die heiteren Lose liegen; er bringt mir eine Novelle zurück, ein gedrucktes Feuilleton, oder eine Todesnachricht.“

Ich harre. Ich zittere am ganzen Körper; der Angst-schweiß bricht mir auf der Stirne aus, so nervös bin ich, wenn ich bei der Zimmerung meiner Epen, Dramen und Romane, die ich alle in Lustschlösser, Chateaux d'Espagne verlege, gestört werde.

Es war nichts. Niemand kommt. Niemand klingelt. Ah! Ich lege mich zurück. Die Polster schwellen mir entgegen. Träumen wir weiter.

Aber die Planke schwimmt jetzt NNW.

Ich erinnere mich, in Heidelberg Kollegien bei Helmholtz belegt und, sonderbarer Weise, auch besucht zu haben.

Mein Geist nimmt eine „wissenschaftliche“ Richtung! Zum Glück eine populär-wissenschaftliche!

Ist es nicht eines von den alltäglichen Wundern, die uns keine mehr sind, weil sie uns zu vertraut geworden, daß da unten eine Luftwelle, in Bewegung gesetzt, zu mir herauf, heran, in die abgeschlossenen vier Wände meines dritten Stockes dringt. Die Wissenschaft sagt mir, der Gegenstand meiner, unserer Empfindungen sei stets eine Bewegung, die sich auf die Nerven unserer Sinnesorgane überträgt und durch dieselben zum Gehirn fortgepflanzt wird. Die Verschiedenheit der Einwirkung zwischen einem Ton und einer Farbe vermag die ehrwürdige Matrone Wissenschaft, die hier noch eine jungfräuliche Unerfahrenheit an den Tag legt, nicht zu erklären. Ein tönernder, fester Körper vibriert. Eine klingende Saite zittert. Merkwürdig: Es gab vollendete Tonhöhenempfindungen und vollkommene Musikinstrumente, ehe man das Wesen des Schalles, so wie man es heute begriffen, erfaßt hatte. Der Ton a unserer Stimmgabel hat 440 Schwingungen in der Sekunde. Der Ton c = 264. Damit ein Körper töne, sich unserem Trommelfell bemerkbar mache, muß er mindestens 33 Schwingungen in der Sekunde haben. Die Schwingung stößt die nächstliegende Luftwelle, diese die folgende, bis die letzte eine Empfindung in unserer Gehörinn erzeugt, die wir Schall, Ton nennen. Nicht nur die Luft, auch Eisen, Wasser leiten den Schall fort. Schlage mit einem Hammer an das eine Ende eines sehr langen eisernen Geländers, so hört ein an dem anderen Ende Befindlicher, wenn er sein Ohr an das Eisen legt zweimal den Schall; den vom Metall fortgepflanzten früher, als den durch die Luft vermittelten. Lege eine Taschenuhr auf den Teppich deines Zimmers und stelle dich davor. Du hörst ihr Ticken nicht. Verbinde aber Uhr und Ohr durch einen langen hölzernen Stab und du vernimmst den Dauer-lauf der Sekunden und Minuten. Ein Taucher hört einen Kameraden aus größerer Entfernung zwei Steine im Wasser zusammenschlagen. Der am Ufer stehende erfährt von dem Vorgang nichts! Eine Glocke, in luftleerem Raume in Be-wegung gesetzt, tönt nicht. Die Geschwindigkeit des Schalles in stiller, windloser Luft von einem gewissen Feuchtigkeitsgrad oder Gehalt ist ca. 330—340 Meter in der Sekunde. Im Wasser vervierfacht der Schall seine Schnelligkeit. Er macht 1435 Meter in der Zeit, da der Sekundenzeiger deines Chrono-meters 60 Sprünge thut.

Wenn du nun bedenkst, daß jeder Ton einen Nerv in dir erzittern läßt, daß du vielleicht seit 30, 40, 75 Jahren „Lärm“ hörst: das Geschrei deiner Geschwisterkinder, deiner Schul- kollegen, das Geräusch, Gepolter, Getöse, Gerufe in einer Großstadt, das Durcheinander der Wagenmassen, der Tramways, der Eisenbahnen, denen du dich oft 24 Stunden hintereinander anvertraust, vielleicht gar einem der „Sleeping-Cars“, die nach der Oper den teuersten Lärm machen; daß du Millionen Kon-versationen geführt, dich gestritten, Wagner'sche Trilogieen, den Parsifal in Bayreuth, Niemann in Berlin, Reichmann in

Wien, die Krauß in Paris, die Wilt in London, Mario und Faure in St. Petersburg, die Lucca und die Patti überall gehört, mit der dazu gehörigen Orchesterbegleitung; wenn du vielleicht den Kanonendonner von 1864—1886 mit angehört, indem du dich als Muß-Soldat oder Schlachtenbummler auf die verschiedenen Felder begabst, wo Lorbeer und Schläge so nahe bei einander wachsen — wenn — nein die Periode ist lang genug und du mußt zitternd gestehen, daß das menschliche Trommelfell ein Fell ist, das sehr lange gegerbt werden kann, bis du weich, das heißt, taub bist! Und da sei gar zu-gegeben, daß Tramways und Wagner noch keine 75 Jahre existieren.

Zimmerhin aber wirst du jetzt einstimmen, wenn ich wiederhole: Die absolute Ruhe in der Welt der Töne ist die Drgie des Ohres! Aber wenn man alle Sinne verschloße, rastlos arbeitet die Einbildungskraft.

Das Auge schließen, schließt die Welt nicht aus! Im Gegenteil. Hinter den gekentten Lidern malst du dir zauber-berischer die Dinge als sie sind.

Und wenn sich der Mensch, der stets etwas Odysseus ist, das Ohr mit Wachs verstopft, das lockende Sirenenlied der Realität dringt doch durch und zu ihm.

Das Ohr ist, physisch genommen, besser daran als das Auge.

36 000 Schwingungen in der Sekunde werden von ihm kaum als Tonempfindungen wahrgenommen; der Sehnerv wird erst dann angeregt, wenn er mindestens etwa 60 Billionenmal in dieser Zeit erschüttert wird.

Wenn man die Odyssee des Auges während seiner Lebens-zeit in Zahlen erzählen wollte!

Als der Wittenberger Professorensohn Ernst Florenz Friedrich Chladni die Schwingungsformen und Tonverhält-nisse der Körper studierte (ca. seit 1780) und dabei die Ent-deckung machte, daß Sand, auf eine Glas- oder Metallplatte gestreut, die man mit einem Violonbogen streicht, gewisse geo-metrische Figuren bildet, erregte der Fund großes Aufsehen. Der französische Imperator rief: „Chladni läßt die Töne sehen!“

Mir zeigen die Töne die Außenwelt.

Ich bin so vertraut mit den Geräuschen meiner Um-gabung, wie jener gallische Feuilletonist mit den „Cris de Paris“. Er schrieb ein Buch über die Rufe und Schreie der französischen Metropole, da er — ich glaube, es war schon im Jahre 1865 — damals alle anderen Stoffe erschöpft wähnte. Und doch sind seit zwanzig Jahren noch ein paar Bücher geschrieben worden! „Ohé, le vitrier!“ „Le mourron pour les petits oiseaux.“ „Le chasselas (Weintraube) de Fontainebleau“: so schreien sie an der Seine ihre Ware aus! . . .

Der Hund bellt. — Ich schließe die Augen und sehe den genzen Vorgang an meiner Haushüre.

Ein eigentümlich melancholisches Glöcklein von einer matten Moll-Klangfarbe tönt an. Gleich darauf ein dumpfes Rollen. Ein Pfiff. Ich weiß, es ist der Eisenbahzug, der jetzt zwischen blühenden Rosskastanien, Fliederbüschen, den Tannen- und Fichten- und Buchenwaldbesäum entlang, die Städte in die lieblichen Sommerfrischen bringt. Der Mann fährt morgens in die Stadt und abends wieder zu Frau und Kind. Wie er begrüßt wird! Wie die junge Frau, das jüngste Bebé im Arm, den andern, freien, um ihn schlingt und das Blond-häuptchen sich nun um seinen Hals nestelt.

Der Kaufmann reißt in Geschäften in die Provinz, aus dieser in die Hauptstadt. Der Herr Major aus seiner Gar-nisonstadt zur Frühlingsparade, die fette Amme aus ihrem Heimatsneste zu der Familie des Herrn Geheimes Kommerzien-rats. . . Schon sind die Dampfwolken in der Ferne ver-zogen . . . wie ein flatterndes Band schwebt's noch am Sonnen-himmel.

Zwei Reisende sehen es spät im Dämmern auf den licht-grünen Wiesen liegen. Sie streiten sich. „Es ist aufsteigender Nebel!“

„Nein! Es ist ja Juliglitz und hat seit 14 Tagen nicht geregnet!“

Sie sehen mit den Augen und sind blind. Ich sehe besser mit dem Ohre.

Eine Trommel raffelt. Taktschritt.

Ich schließe die Augen und sehe Regimenter mit roten und weißen Rosschweifen, frisch, leicht, buntsfarbig, heiter und gesund ins Freie marschieren. Offiziere, Hauptleute, Oberste zu Pferd sprengen dahin, zerhobene Fahnen flattern im Winde. Ich sehe eine Revue passieren, der Kaiser auf edlem Rosse reitet vorüber, die Front salutiert, und ein tauferbitt-miges Hurrah macht die reine Luft erzittern. Ich sehe die Arm-ten einrücken, bestaubt, mit Schweiß bedeckt, zu Tode ermüdet.

Eine Kirchenglocke! Aus Nah und Fern strömen die Menschen herzu. Sie wollen ein geistiges Bad nehmen nach der aufreibenden Schmiedearbeit in der ruhigen, dampf- und fohlenerfüllten Werkstatt des realistischen Jahrhunderts. Die Orgel tönt, Psalmen werden gesungen. Der Prediger befeigt die Kanzel und spricht goldene Worte in offene, weiche Herzen. Er verkündet das Evangelium der allgemeinen Menschenliebe. Er segnet die Gemeinde und schenkt ihr den göttlichen Frieden — ite, missa est! Und wie Bräuer und Schwestern, gereinigter Seele, geläuterten Herzens, wallen die Beter in ihr Heim.

Es ist nun ganz dunkel geworden.

Ich höre ein ganz leises, feines, beisehendes Knurren.

Es ist aber, mein Ohr täuscht mich nie, kein Pudel, sondern mein Hunger.

Ich habe so lange still in meiner Einsamkeit geträumt, daß mir die Zeit verrann, wie die zwischen den Fingern ent-gleitende Silberwelle eines Waldstroms. Hab' ich sie verloren?

Ich weiß nicht!

Ich weiß nur, daß ich mir in meinen vier Wänden die ganze Welt konstruieren kann, besser, schöner, edler — billiger, als sie in Wirklichkeit ist!

Kein Laut. — Wie friedlich, einsam . . . weltverloren . . .

Es klopf!

„Herein!“ — Es ist ganz dunkel.

„Wer da?“ rufe ich.

„Lieber Mann! Das Essen auf dem Tisch, die Kinder warten . . . ich dachte du seiest ausgegangen!“

„Gewiß. Ich war sehr weit. Aber ich bin gar nicht müde. Das Essen, sagst du, steht auf dem Tisch. Die Kinder warten! So komm!“

Die Wirklichkeit ist doch — noch schöner als die kon-struierte Welt!

Das schwedische Königshaus.

Nachdruck verboten.

Unter den Dynastien, die zur Zeit europäische Throne im Besitz haben, wird an Glanz und nachhaltigen Erfolgen das Haus Bernadotte mit in erster Linie aufzuführen sein. Durch einen „weltgeschichtlichen Zufall“ auf den Thron gelangt, hat der Begründer der Dynastie durch große Besonnenheit, staatsmännische Weisheit, auch wohl durch List und Vielgewandtheit — nicht zum wenigsten aber durch rücksichtslose Hingabe an die Interessen des neuen Heimatlandes und das leuchtende Beispiel edlen, innigen Familienlebens sich auf dem Throne befestigt und nach langem segensreichen Wirken denselben seinem Sohn und Nachfolger als sichern Besitz überliefert.

Oskar I. erbt mit der Krone zugleich die auszeichnenden Eigenschaften seines Vaters, vor allem dessen schönen Familiensinn, und brachte diesen in edlem Bemühen auch durch sein Leben hin bei allen Gliedern seines Hauses zur Geltung.

Aus glücklichem Familienleben ging hier, wie überall, die veredelte Generation hervor. Die Söhne und Enkel Karl Johannis waren und wurden Männer von tiefem Gemüt, starkem, zum Guten strebendem Willen und lebendiger Neigung zu Wissenschaften und Künsten, welche sich bei einigen von ihnen zu schöpferischer Produktion steigerte. Mit ihrem ganzen Sein und Wesen im schwedischen Volksleben wurzelnd, gingen sie übrigens auch in der Kunst überall auf die lebendig sprudelnden Quellen der Volksdichtung zurück und genossen in der gehobenen Erziehung, welche die Kunst verleiht, zugleich das erquickende Bewußtsein, mit dem Leben ihres Volkes immer tiefer und inniger zu verwachsen.

Zur Zeit genießt Schweden das Glück, in König Oskar II. eine nahezu ideale Persönlichkeit auf dem Thron zu besitzen. In ihm einigen sich edle Mannheit mit weicher Herzensempfindung; hohe Staatsklugheit mit bezaubernder Schlichtheit; reiches Wissen und Können mit der unablässigen Sehnsucht nach immer tieferem und reicheren Besitz an geistigen Gütern; idealer Schwung der ganzen Lebensführung mit treuer einfacher Pflichterfüllung im ganzen Bereich seiner Herrscherstellung. — Ihm zur Seite steht die Königin Sophie, eine glückliche Ergänzung seiner Natur und in ihrem Bereich nicht minder ausgezeichnet, nicht minder hochgesinnt, nicht minder segensvoll wirkend, als der König selbst. Gleich ihm verschmähnt sie den leeren Schein, den bestechenden Glanz, die hohle Form: eine innerliche Natur voll edler Eigenart, gediegen im Wollen, Wissen und Können; in der Caritas, der selbstlosen Menschenliebe, (mit dem Apostel Paulus) den Inbegriff christlicher Tugend erkennend, lebt sie fast nur für andere und in anderen, vor allem in und für ihre Familie, der sie die treueste, liebevollste, gewissenhafteste Hausfrau und Mutter ist: der gute Genius, unter dessen mildwaltendem Auge die Knaben zu Männern herangewachsen sind, wert ihrer Eltern und Voreltern, wert der hohen Bestimmung, an bevorzugter Stelle am Wohle des schwedischen und norwegischen Volkes mitzuwirken.

Zum zweitenmale in der schwedischen Geschichte ist der Thron von vier hoffnungsvollen Prinzen umgeben, ein jeder in seiner Art und in dem gewählten besonderen Berufskreise ausgezeichnet. Es sind der Kronprinz Gustav, geb. am 16. Juni 1858; Prinz Oskar, Herzog von Gotland, geb. 15. November 1859; Prinz Karl, Herzog von Westergötland, geb. 27. Februar 1861, und Prinz Eugen, Herzog von Nerike, geb. den 1. August 1865.

Der Kronprinz berechnete schon früh durch sorgfältige, echt religiöse Erziehung unter spezieller Leitung seiner hohen Eltern durch eine Fülle von Kenntnissen und edle Herzensbildung zu schönen Hoffnungen. Dann gewann er auf weiten Reisen mannigfache Lebenserfahrungen und Anschauungen, nahm ein lebendiges Interesse für Wissenschaft und Kunst in sich auf und vertiefte sein Wissen und Können in erstem vielseitigen Streben. Als Staatsmann und Soldat rühmt man sein klares Urtheil, weise Besonnenheit und eine große Stetigkeit in Bewahrung erworbener Überzeugung. Seine Vermählung mit der Enkelin des deutschen Kaisers, der lebenswürdigen Prinzessin Viktoria von Baden, erweckte in Schweden-Norwegen



Die kronprinzlichen Kinder.



Das kronprinzliche Paar.

seiner Zeit große Befriedigung. Ein echter Herzensbund zweier liebender und wahrverwandter Seelen, drückte diese Vereinigung gleichzeitig der weisen Politik König Oskars, der, ein rücksichtsloser Freund und Bewunderer deutschen Geisteslebens, sich offen dem neuen Reiche angeschlossen hatte, das Siegel auf. Und mehr noch! Als einer Tochter des unvergesslichen Geschlechts der Wasa kam der Kronprinzessin in den skandinavischen Reichen eine warme Empfindung entgegen; das Band, welches sie mit dem regierenden Hause in Schweden verknüpfte, ward gleichsam zur Brücke über die Kluft zwischen Vergangenheit

selbst groß und edel denkend und voll Milde und Erbarmen unablässig bemüht, der leidenden Menschheit Not und Kümernisse zu mildern: eine treue Schülerin und Genossin der beiden edlen Frauen, Königin Sophie und Prinzessin Eugenie. Ihrer jungen Ehe sind zwei Kinder erwachsen, die Prinzen Gustav und Wilhelm, deren Erziehung die Kronprinzessin in musterhafter Weise leitet.

Es erübrigt uns, auch der drei anderen Söhne des schwedischen Königspaares zu gedenken:

Der zweitgeborene Prinz Oskar, Herzog von Gotland, besuchte, wie seine Brüder alle, nach vollendeter Erziehung die Universität Upsala. Aus lebendiger Neigung wählte der Prinz den Beruf als Seemann, trat schon sehr jung als Kadett in die Marine ein und machte als solcher mehrfache Reisen auf schwedischen Kriegsschiffen. Als Lieutenant unternahm er mit der Fregatte „Vanadis“ eine mehrjährige Reise um die Welt, von der er reiche ethnographische Schätze heimbrachte, die neuerdings in seinem Palais am Gustav Adolfs-Platz aufgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht sind. Prinz Oskar, der sich wie seine beiden jüngeren Brüder durch Geradheit, Offenheit, Natürlichkeit und Herzengüte auszeichnet, ist sowohl in der schwedischen als in der norwegischen Marine, in welchen beiden er jetzt die Charge eines Kapitäns bekleidet und seit mehreren Jahren selbständig Kriegsschiffe führt, im hohen Grade beliebt und verehrt. Er ist aber auch durch seine Geistesgaben, wie durch seine persönliche Lebenswürdigkeit der erklärte Liebling des schwedischen Volkes. Überall, wo der Prinz — einfach und forderungslos — erscheint, erweckt er Sympathie. Er interessiert sich sehr für die Armen und ist selbst Vorsitzender der Gesellschaft „für das Wohl Notleidender“. Er giebt nicht unbedeutende Summen aus seiner eigenen Kasse an die Armen.

Prinz Karl, Herzog von Westergötland, hat sich, nachdem er seine Studien in Upsala gemacht, der Armee aus voller Seele gewidmet; er bekleidet zur Zeit die Stellung eines Premierlieutenants in der schwedischen Garde zu Pferde und in dem norwegischen reitenden Jägercorps. Er ist nicht nur ein stattlicher Mann, sondern auch einer der sichersten und kühnsten Reiter in Schweden und der auserkorene Liebling der Frauen, wovon außer seiner schönen körperlichen Erscheinung seine hohe Bildung, die sich mit Lebenswürdigkeit und Geradheit paart, die Ursache ist. Als Prinz Karl im vorigen Jahre auf Einladung des Kaisers Wilhelm den großen Manövern im Elsaß beiwohnte, gewann der junge Fürst durch seine Natürlichkeit und Bescheidenheit bald alle Herzen für sich, sogar des Heldenkaisers Liebling wurde er, der ihm als Zeichen seiner Sympathie den Schwarzen Adlerorden verlieh: eine für einen jungen nachgeborenen Prinzen ungewöhnliche Auszeichnung! Prinz Karl hat große Reisen gemacht, die sich bis nach Ostindien ausdehnten, wo er mit seinem Bruder Oskar zusammentraf. Über diese Reisen hat der Prinz eine Reihe Skizzen geschrieben, die er jedoch aus Bescheidenheit bisher — außer einer, die Beschreibung einer Tigerjagd, welche auch in deutschen Journalen veröffentlicht worden ist — nicht publiziert hat. Die Lebendigkeit des Stiles, die Wiedergabe der Farbenpracht des Orients in dieser Schilderung erinnert lebhaft an die Schreibweise des königlichen Dichters, seines Vaters.

Das jüngste Kind des schwedischen Königspaares, Prinz Eugen, Herzog von Nerike, ist nach vollendeten Studien zwar dem Infanterieregiment Karl XV. als Lieutenant einrangiert, hat sich aber mit ebenso viel Passion als Begabung der Malerei gewidmet. Der Prinz sieht seinem Urgroßvater, Karl XIV. Johann sehr ähnlich und soll wie dieser eine überraschend schnelle Auffassungsgabe besitzen. Nachdem Prinz Eugen mehrfache Reisen unternommen hatte, begab er sich anfangs dieses Winters nach Paris, um dort in dem Atelier eines hervorragenden Meisters und in den reichen Sammlungen der Museen die Kunst der Malerei ernstes Eifers zu studieren. Man sagt, daß der Prinz große Sympathien für die in Schweden neuerdings sich geltend machende naturalistische Richtung hege und dies freimütig ausgespreche. Wohl! Aber ein Sohn Oskars II. wird über einer Milderichtung nicht vergessen, daß alle Kunst ihren Ursprung hat im Verlangen des Volkes, das was es für schön und heilig hält, verlorpernt zu sehen, und daß der wahre Künstler berufen ist, diesem Verlangen gerecht zu werden!
E. Ziemssen.



Prinz Oskar, Herzog von Gotland.



Prinz Karl, Herzog von Westergötland.



Prinz Eugen, Herzog von Nerike.

und Gegenwart. Indem der Urenkel Bernadottes die Urenkelin Gustavs IV. Adolf, des einst vertriebenen Königs, nach Schweden zurückführte, vollzog er gleichsam als Organ ausgleichender Gerechtigkeit eine Handlung voll historischer Symbolik.

Diese tiefe Sympathie, die der Kronprinzessin von vornherein entgegengebracht wurde, hat dieselbe aufs schönste gerechtfertigt. Im Geiste ihrer trefflichen Mutter, von der sie in bewundernswürdiger Weise erzogen worden, lebt und wirkt sie für alles Schöne und Gute, tief empfänglich für die Einwirkung des Großen und Edlen im Leben wie in der Geschichte,

Keine Nerven.

Skizzenblatt von M. Lenz.

Nachdruck verboten.

Die Honoratioren der kleinen Stadt schüttelten mißbilligend die Köpfe, als es hieß, Frau Meta Siemen sei samt ihrem Kinde nach der Residenz abgereist, um sich dort unter bewährter sachmännischer Leitung für die Krankenpflege praktisch und theoretisch auszubilden.

Daß sie überhaupt abgereist war, befremdete niemanden; für den Augenblick war es das Gescheiteste, was sie thun konnte; aber Krankenpflegerin werden — eine Frau aus so guter Familie, die bis dahin so bequem und umgeben von Luxus dahingelebt hatte — das war doch immerhin zum Kopf-schütteln!

Einige meinten, sie thue es aus purer Nächstenliebe, und wer für sich selbst vom Leben nichts mehr zu hoffen habe, handle sehr richtig, wenn er sich anderen dienstbar und nützlich mache; und das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung müsse ja am Ende vielen als Surrogat dienen für versichertes oder nie ganz und voll empfundenenes Glück! Besser Unterrichtet aber wollten wissen, daß es nichts sei mit der „puren Nächstenliebe“; Frau Siemen habe vielmehr die Absicht, später mit ihrer Krankenpflege Geld zu verdienen, zum Unterhalt für sich und ihre kleine Meta, denn von ihrem Manne begehre sie weder für sich selbst noch für ihr Kind einen Groschen.

Sie hatten alle recht; die Nächstenliebe und das Geldverdienenwollen: diese beiden Dinge, die scheinbar so weit auseinanderliegen, gingen diesmal Hand in Hand und waren in Wirklichkeit die zwei Triebfedern, die Meta zu dem „sonderbaren“ Entschluß gebracht hatten.

Zu der kleinen Stadt gab es keine geschulten Diakonissinnen oder dergleichen; wer einer kundigen und erprobten Pflegerin bedurfte, mußte sich solche von weither kommen lassen; das war oft zeitraubend und immer kostbar.

Die Reichen — und es gab deren viele in dem behäbigen Orte — konnten sich solches gestatten und leisten, allein die kleinen Leute waren übel dran und mußten sich behelfen, so gut oder so schlecht es ging. Frau Siemen gedachte für alle da zu sein, für die Bemittelten wie für die Armen, so weit ihre Zeit überhaupt reichen würde. Dabei hoffte sie aber so viel zu verdienen, um sich und ihr Kind mit Ehren durchzubringen, denn — und hier hatten die Leute abermals den Nagel auf den Kopf getroffen — sie war zu stolz, um von ihrem Gatten zu erbetteln, was ihr von Rechts wegen gehörte und was er ihr vorenthielt, um sie zur Rückkehr in sein Haus zu zwingen.

Es war Meta nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einen Beruf würde ergreifen müssen. Sie war eine sehr wohlhabende Waise gewesen von ihrem sechsten Lebensjahre an, und sie entwickelte sich zu einem schönen, blühenden Mädchen, das bei Verwandten lebte und dort wartete, bis der Rechte käme, um ihr eine eigene Heimat gründen zu helfen. Aber anstatt des Rechtes kam der Unrechte!

Warum sie ihm damals ihr Jawort gegeben, war ihr später unbegreiflich. Die Verwandten, welche selber ein paar Töchter zu versorgen hatten, die von der hübschen Erbin etwas in Schatzen gestellt wurden, fanden die Partie ganz passend und fragten Meta: „ob sie etwa gar auf einen Prinzen hoffe, weil sie so wählerisch sei?“

Fritz Siemen war ein hübscher Mann von gefälligen Manieren, und da ihr Herz ganz frei war, so nahm sie das Wohlgefallen, das sie an seinem gewandten, bestimmten Wesen fand, für Liebe.

Kurze Zeit bevor sie mit ihm zum Altar trat, war sie von Zweifeln gequält und fing an, ihre Gefühle für ihn zu analysieren; aber die Verwandten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie es merkte: „Du wirst doch keine Verlobung nicht ins Wanken bringen wollen, Meta?“ fragten sie vorwurfsvoll. „Denke doch an den Eclat, den Standal, den du dir und uns anrichten würdest!“

Nein, einen Standal durfte sie ihnen nicht anrichten, und so fand denn die Hochzeit statt, obgleich Meta deutlich fühlte, daß weder sie selbst noch ihr Bräutigam am gebrochenen Herzen gestorben wäre, wenn aus der Sache nichts geworden wäre.

Sie war eine gewissenhafte Natur und nahm sich vor, Treue zu halten und den Weg der Pflicht zu gehen, wenn es da wolle.

Das war gut, denn sie fand bald genug Anlaß, sich ihrer Vorsätze zu erinnern und an ihnen festzuhalten.

Es kam eine Art von Größenwahn über Fritz Siemen, als er sich im sichern Besitz ihres Geldes wußte. Wagen und Pferde wurden angeschafft und allerlei noble Passionen kamen zum Vorschein. Seine Mittel erlaubten sie ihm jetzt. Er packete ein großes Jagdrevolver, hielt sich einen Jägerburschen und ein ganzes Rudel seltener Racehunde; dann gründete er auch einen Spielklub, wo es hoch herging. Zuweilen verreise er auf mehrere Wochen nach der Residenz. Man sagte, er wäre ein großer Theaterfreund und hätte sich dort vor und hinter den Coulissen fest eingebürgert.

Das waren lauter Liebhabereien, für die Meta wenig Verständnis zeigte. Ihr Sinn ging nach einer ruhigen, häuslichen Häuslichkeit und nach nützlicher Bethätigung, und sie begriff nicht, daß er so rasch die Hand vom Pfluge zurückgezogen hatte, nun ihm das Korn auf fremdem Acker reiste, ohne daß er sich darum zu mühen brauchte. Als er es gar zu laut trieb, fing sie an, in aller Stille nachzurechnen, ob ihre Einkünfte dieses Genußleben mit all seinen Ausgaben auf die Dauer auch auszuhalten vermochten; aber als sie einmal solch ein Rechenexempel in seiner Gegenwart laut zu lösen versuchte, kam sie schlimm an.

„Man werde doch schließlich etwas vom Leben haben dürfen, und sie werde sich hoffentlich nicht einbilden, daß er Sinn für ewige Madonnenanbetung hätte? Das war ja gut und am Platze, bis ich dich sicher hatte — dich mit samt deinem bißchen Geld!“ sagte er roh.

„Mein bißchen Geld mißsamt meiner Person?“ fragte sie bitter.

Er lachte höhnisch auf. „Wie du willst, Eck!“ sagte er. „Du wirst ja geistreich und ergeht dich in Wortspielen!“ So ging es weiter. Sie wußte längst, daß sie nicht für einander paßten; aber es paßten viele Ehegatten nicht zusammen und finden doch einen Weg, um gemeinschaftlich darauf

durchs Leben zu wandeln. — Sie suchte auch redlich nach solchem Wege und als sie es aufgegeben hatte ihn zu finden, so bemühte sie sich doch, ihren Mann, so gut sie es vermochte, auf der abschüssigen Bahn aufzuhalten. Sie that es aus Pflichtgefühl, aus Angst vor der Zukunft und wohl auch aus einer Art von Zuneigung. Denn als sie wußte, daß ihr ein Kind geschenkt werden sollte, da rang sie mit heißem Bemühen in ihrem Herzen um Liebe zu dem Vater ihres Kindes. Sie hoffte, es würde ihnen beiden zum Engel des Friedens werden. Fritz Siemen freute sich auch auf seinen Sohn; denn natürlicherweise sollte es ein Sohn sein. Er sollte ein Tauffest bekommen, von dem die ganze Stadt reden würde.

Als das Kindlein kam, war es ein schwächliches, zartes Mägglein, so zart, daß sein Leben lange Zeit an einem Krüchlein hing und das geräuschvolle Tauffest unterbleiben mußte.

Während jener schweren Wochen und Monate, da Meta neben ihrem schwachen Kinde auf den Tod darniederlag, gewann sie zum erstenmal eine wahre Hochachtung für den Beruf der Frau, die der Arzt von fernher an ihr Krankenlager berufen hatte und deren umsichtige Pflege sie genoß. Da sie mit ihrem gequälten Herzen so allein stand, fühlte sie das Bedürfnis einer Anlehnung an diese einzige, die ihr in all der Zeit so thatkräftig und wacker zur Seite stand, und sie bedauerte es lebhaft, daß jene — ein schlichtes Kind des Volkes — ihr nicht auch für die trostbedürftige Seele Stütze und Hilfe, Rat und Trost sein konnte, wie sie es ihr für den leidenden Körper war.

Es kamen schlimme Jahre, und endlich war es genug der Demütigungen und Kränkungen aller Art. Der Tropfen, der den vollen Krug zum Überlaufen brachte, fiel. Während Fritz Siemen in seinem eigenen Gartenalon einer pikanten Kunstreiterin ein kleines Souper gab, verschwand Meta mit ihrem Kind aus der glänzend ausgestatteten oberen Etage.

Dann gab es einen Prozeß; — aber da er nie die Hand gegen sie erhoben hatte und sie es vermählte, Beweise für seine Untreue beizubringen, so blieb das Recht und das Geld in seinen Händen. Sie hatte den Gatten böswillig verlassen und weigerte sich, zu ihm zurückzukehren, — so ward sie der schuldige, rechtlose Teil.

Die Sache zog sich in die Länge und die Scheidung wurde einstweilen noch nicht ausgesprochen; — inzwischen kämpften sie um das Kind. Da sie sich wie eine Löwin wehrte, war er großmütig und überließ es ihr vorderhand. Er rechnete darauf, daß die Not sie um so sicherer zu ihm zurücktreiben würde, wenn er die Existenzmittel für beide verweigerte. Meta war zu sehr Mutter, um ihr Kind darben sehen zu können.

Aber es darbe nicht, denn während Fritz Siemen aus dem Gelde seiner Frau in Saas und Braus weiter lebte, erwarb die Mutter in der That schon nach kurzer Zeit durch den von ihr erwählten Beruf so viel, um sich selbst und das Kind von ihrem Gatten unabhängig zu machen. — Dieser war während, als er erfuhr, daß Meta, zurückgekehrt in die engeren, heimathlichen Verhältnisse, sich dazu hergab, für Geld fremde Leute zu pflegen, die sie gar nichts angingen, und er behauptete, sie thue es ihm zum Tode und lediglich in der Absicht, seinem angesehenen Namen eine Schmach anzuthun. Er wußte nicht, oder wollte es nicht wissen, daß er selber dafür gesorgt hatte, diesen seinen „angesehenen“ Namen mit Schimpf und Schande zu bedecken.

Meta lag ihren neuen Berufspflichten mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue ob, die ihresgleichen suchte. Die Leute, die anfänglich die Köpfe geschüttelt hatten, gewöhnten sich bald daran, eine Frau aus den „oberen Zehntausend“ ihres engeren Vaterlandes an ihren Krankenbetten walten zu sehen, und man sprach mit um so größerer Anerkennung von ihren Verdiensten, als Meta ohne Ansehen der Person ihre kundige Hand allen denen ließ, die ihrer bedurften. Wen sie behütet und gepflegt hatte in schwerer Krankheit, der war nachher bereit, für sie durchs Feuer zu gehen.

Zwei Jahre später hatte der Mann ausgejubelt; seine Gesundheit war untergegangen, sein Geld zu Ende. Mit Hinterlassung bedeutender Schulden versuchte er nach Amerika durchzugehen. Aber in Havre erkrankte er und starb nach monatelangem Siedtum in einem dortigen Hospital.

Nun war ihr das Kind ganz und unbefristet zu eigen, und was für ein Trost war es für sie und was für eine Freude! Sie war fast Tag und Nacht von ihrem Berufe in Anspruch genommen und konnte einweilen nicht daran denken, es ganz zu sich zu nehmen. Sie wußte es bei der Lehrfamilie, wohin sie es in Pflege gegeben, gut aufgehoben an Leib und Seele. Aber wenn sie einen freien Tag, eine freie Stunde hatte, so holte sie sich ihr Kind, oder besuchte dasselbe. Es war ihr Ein und Alles — das Letzte, Einzige, was sie gerettet hatte aus dem Schiffbruch ihres Lebens. Für das Kind lebte, arbeitete, sparte sie. Der Gedanke an das feine, blasse Gesichtchen mit den großen, blauen Augen stärkte sie bei ihren schwersten Berufspflichten.

Meta Siemen ward eine Berühmtheit, eine Notwendigkeit, ein Trost für viele. Die Ärzte schätzten sie hoch, rühmten ihre Sachkenntnis und nannten sie ihre rechte Hand. Bei jeder schwierigen Operation oder Krankheit wurde sie verlangt, und der behandelnde Arzt war ruhig für seinen Patienten, sobald er ihn unter Frau Siemens Pflege wußte. Sie hatte eine gute, bestimmte Art mit Leidenden umzugehen. Ihre weiche Hand schien die Schmerzen lindern zu können, und das richtige Wort fehlte ihr nie, wenn es galt, einen Mutlosen, Verzagenden aufzurichten. Die ruhige Harmonie ihres Wesens, der Anblick ihres schönen Gesichts wirkte wohlthätig auf die Kranken. Es war in der That ein schönes Gesicht, trotz des leisen Schmerzenszuges um den wohlgeformten Mund.

Einmal war es ein besonders wichtiger Fall. Eine wackere, kinderreiche Mutter, die Frau eines kleinen Geschäftsmannes, war auf den Tod erkrankt, und Doktor Steffens, der sie behandelte, wollte noch ein letztes wagen, einen entscheidenden chirurgischen Eingriff.

„Werden Sie es allein unternehmen, Herr Doctor?“ fragte Frau Siemen.

„Ja,“ — entgegnete er, „Ihre bewährte Hand und Hilfe ist mir diesmal wichtiger und nötiger als die Assistenten eines Kollegen. Ich rechne aber auf Ihr kaltes Blut und verlasse mich darauf, daß Sie keine Nerven haben!“

„Wieso, Herr Doctor?“

Er erklärte ihr die Gewagtheit der Sache und besprach mit ihr das Nötige.

Als sie die Vorbereitungen zur Operation traf und im Wäscheschrank kramte, der in der Hausflur stand, trat ein schwächlicher, hochaufgeschossener Junge an sie heran.

„Wird Mutter sterben müssen, Frau Siemen?“ fragte eine angstvolle Knabenstimme.

„Ich hoffe nicht, Paul!“ sagte sie tröstend, „wir wollen sie alle unsern treuen Gott aus dem Herzen legen und mit unseren schwachen Kräften unser Möglichstes thun, um sie durchzubringen, auch du, Paul!“

„Auch ich, Frau Siemen?“

„Ja, — du bist der Älteste und wirst für Stille und Ruhe im Hause sorgen und dem Vater beistehen, der vor Angst ganz auseinander ist.“

„Ach, der Vater!“ rief der Junge bitter, dann umfaßte er mit beiden Händen Frau Siemens Arm. „Unsre Mutter darf nicht sterben, denn am Vater haben wir nichts! — Wenn sie stirbt, so wär's am besten, man schlug uns alle sieben auch gleich tot!“

Er stürmte die Treppe hinauf, und Frau Siemen hörte, wie er aufschloß und die Thüre seiner Stube hinter sich verschloß.

„Armer Junge,“ dachte Frau Siemen, „der sieht schon scharf in die Situation hinein, trotz seiner Jugend!“ — Und während sie weiter kramte, sagte sie noch ein paar mal leise vor sich hin: „Armer Junge!“

Sie kannte die Verhältnisse der Familie und wußte, daß die Frau das Ganze zusammenhielt und dem schlottrigen, zänklichen Manne, der die ganze Geschäftslast nach und nach auf ihre Schultern geschoben hatte, Steden und Stab war.

„Arme Kinder,“ wiederholte sie, „will's Gott gelingen es, euch der Mutter kostbares Leben zu erhalten!“ Und sie nahm sich vor, das Mögliche, ja, wenn es sein mußte, sogar das unmöglich Scheinende zu leisten und zu ertragen zu diesem Zwecke.

Es war alles bereit zur Operation.

(Schluß folgt.)

Aus der schönen Fremde.

Skizzenblatt von Elise Polko.

Nachdruck verboten.

Brüssel im Marienmonat ist das schalkhafteste reizendste Blumenmädchen, das jemals einem Fremden einen Strauß entgegenstreckte. Blumen überall und welche Prachtexemplare! Mächtige flache Körbe voll wurden fast wie in Prozession an uns vorübergetragen, in allen Straßen; frisch abgechnittene Hyacinthen, Theerosen, Azaleen, Maiglöckchen, Primeln, Narzissen und Flieder, und die ganze Luft war erfüllt von Weichenduft. Wohin man diesen unerchöpflichen Reichtum trug, blieb uns verborgen, fast war es als wollte man ihn uns nur zeigen, mit der stummen Frage: „Habt ihr in eurem Heim auch solche Herrlichkeit?“ Zu den Häusern, auf den Tischen, an den Fenstern, Schalen, Basen und Töpfe voll von Blüten und knospenden Zweigen — wohin das Auge blickt Blumengrüße und der Ruf:

„Frühling ist da!“

Dazu das wonnige, noch von allem Erdenstaub unberührte Grün der Bäume in den Avenuen, Gärten und Parks, an denen die belgische Hauptstadt so reich ist. Wer Brüssel lieben lernen will, der muß es im Frühling sehen. Die Kirchen prangen im üppigsten Blumenschmuck, der Himmelskönigin zu Ehren, und ein wahrer Blütenregen hatte sich auf die Altäre der wunderbaren, heilig ernteten St. Gudule niedergegossen.

Und während die Dregellänge den gewaltigen Raum durchwogten, wie ein Strom sanften Lichts, sah ich die Anbächtigsten auf- und niederwallen und alle brachten Blumen. Die kleine Arbeiterin, der schlichte Mann aus dem Volke, neben den Kindern des Grafen von Flandern, die prachtvolle Kränze trugen. Die junge Prinzessin Klementine mit ihrem kostbaren Strauß neben dem alten Mütterchen, in dessen weissen Händen Weichend und Himmelschlüsselchen zitterten. Schöne Frauen der Aristokratie, elegante Männer der vornehmen Gesellschaft, sie freiften aneinander vorüber — Blumen in den Händen und im Herzen die inbrünstige Bitte: „Maria — ora pro nobis!“

Aber auch in dem riesenhaften Justizgebäude, diesem Staat im Staate, der mit seinen Sälen und Gängen sich zu einem feineren Labyrinth zusammensetzt, begegneten uns ernste Männer des Gesetzes in ihren Talaren mit einem kleinen Strauß, und in dem unvergleichlichen Saal des ja perdues sah ich einen Fliederzweig und eine halb entblätterte Rose auf dem Steinboden liegen. Wovon sie wohl hier träumten?!

Auf dem Marktplatz schaute das alte Rathaus, und der düstere Palast Egmonts ihm gegenüber, auf eine wahre Blumenbüsche herab, und es war, als ob ein Schein von Frühlingsluft und Freude über ihre Mauern hinglitt wie ein Lichtstrahl.

Aber nicht nur die Lebenden — auch die Toten werden geschmückt in den Frühlingstagen der fremden Blumenstadt: der Friedhof von Laeken war übersät mit Blüten, oben auf der Erde wie in den unterirdischen Gängen, wo die Särge in ihren Nischen stehen, und die Menschen auf- und abströmen zu allen Stunden des Tages. Zwischen hohen alten Bäumen erhebt sich eine offene Grabkapelle und in ihr steht die Statue einer Frau im Sternentranze, die Arme ausgebreitet, das Antlitz mit dem Ausdruck der Verklärung zum Himmel erhoben: Maria Malibran-Garcia — wie liebte sie Brüssel! Und wie mußte ich überall an sie denken, die ich nie gehört, weil sie ja längst — längst dahin — und als wir langsam vorüberfuhren an dem Park von Laeken und die Nachtigallen schlagen hörten, da sehnste ich mich, wie schon so oft nach dem Klang der Stimme jener menschlichen Nachtigall, die einst die Welt erfüllt hatte mit ihrem Ruhm.

Die Bäume rauschten, als wollten sie von ihr erzählen, die dort einst gewandelt als die Gefeiertste der Gefeierten, sie lockten und riefen: „Komm näher! — Willst du Geschichten hören, frohe und traurige?! — Wir wissen zahllose und plaudern sie gern aus!“ Und ich meinte, sie leichten Schritten zwischen dem Grün auf- und niedergleiten zu sehen, die einst so glückliche Königstochter, — die man dann „Kaiserin“ nannte: Charlotte von Mexiko. — Silberhelles Lachen glaubte ich zu

bernehmen — reizende Kindergestalten liefen über den Nasen. Die jehige glückliche und geliebte Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich spielte dort mit ihren Schwestern. — Die Mauern des jetzt so stillen Königsschlosses schimmerten durch das Grün — wir sahen jene verhangenen Fenster blinken, hinter denen einst ein junges hoffnungsvolles Dasein unter Schmerzen erlosch: Belgiens Kronprinz. — Und weit drüben in der Ferne stiegen die Wipfel jenes Parks auf, der das Schloß umzieht, wo Charlotte von Mexiko auf Erlösung wartet.

An Maria Malibran mußte ich auch in der Vorstadt Zreelles denken; dort liegt ein mittelgroßes Gebäude von Bäumen beschattet, jetzt eine Art von Gemeindegarten, einst das vielbewunderte Schloßchen der großen Sängerin, ein Geschenk des Königs Leopold. Damals soll eben diese reizende Villa im freien gelegen haben, mitten in einem Garten — ein starker Landaufenthalt, ein Dornröschen-Asyl. Wer vermag sich das jetzt noch vorzustellen?! Mitten in einem Häusernmeer taucht es unter — äußerlich und innerlich erinnert nichts mehr an jene Tage der Romantik, wo eine Maria Malibran und ihr Gemahl de Veriot hier bezaubernde Feste veranstalteten. In den reich ausgestatteten Gemächern gaben sich alle Künstler aller Nationen ein Rendezvous und die Karossen der vornehmen Welt hielten vor dem Eingangsthor. Wer hätte es damals nicht für eine hohe Ehre gehalten von einer Malibran empfangen zu werden! Ein freundlicher Blick aus den großen dunklen Kinderaugen, ein Lächeln ihres lieblichen Mundes, ein liebenswürdiges Wort von ihr war ein Geschenk, für das man ihr lebenslanglich dankte. Die Schilderungen jener Empfangs-abende klingen wie Märchen. Welche Gestalten glitten da vorüber — Blumen in den Händen, die man alle der Königin des Gesanges darbrachte und zu Füßen legte; wie viel Schönheit und Genie tauchte dort auf — wie lange schon in Staub zerfallen, verweht und vergessen. Und Maria Malibran sang und de Veriot's Geige versuchte diese Zaubertöne zu begleiten. Das alles sahen und hörten die Mauern jenes Dornröschen-Schlosses. Nach diesem ihrem grünlichschatteten Buen retiro hatte sie heiße Sehnsucht, wo sie auch sein mochte, inmitten aller Triumphe gedachte sie jenes stillen Plätzchens, wo die Bäume vor den hellen Fenstern rauschten, wo die Nachtigallen sie in den Schlaf sangen und das Gezwitscher der Vögel sie am Morgen weckte.

Und es ist seltsam: im Marienmonat schlägt dort Jahr um Jahr noch immer eine Nachtigall in den alten Bäumen, trotz allen Lärmens rings umher: woher sie kommt und wohin sie zieht — niemand weiß es. Die Sonntagskinder aber vernahmen auch um Mitternacht zuweilen klagende süße Geigen-töne — Veriot's Zauberinstrument ertönt, das einst Marias Ohr und — Herz gesungen nahm.

Nicht weit von dem poetischen Erinnerungsplätzchen nun fand ich zufällig ein kaum minder fesselndes — ein grünes Nestchen in der Rue des Champs Elysees, Avenue Louisa, ein deutsches Tochterheim in der schönen Fremde. Die Nichten eines unserer geliebtesten Sänger am Rhein, Karl Simrock, die Schwestern Broffel haben es errichtet. Hier blüht die frische frohe Gegenwart, hier ist ein heiterer Garten, wo liebliche Knospen unter der sorgsamsten Pflege treuer Gärtnerinnen sich zu den anmutigsten Blumen entwickeln. — Sie haben sich längst in der Fremde eine bleibende Stätte errungen, jene beiden lebenswürdigen energischen Lehrmeisterinnen — die ältere war einst Erzieherin der jetzigen österreichischen Kronprinzessin — und das muß jedes deutsche Herz mit Stolz und Freude erfüllen. Wie manches Frauen- und Mutterherz gedenkt dankbar dieses Asyls heiterer Jugendtage, wie manche Braut erzählt strahlenden Auges dem Verlobten von diesem Schauplatz sorglosen Mädchenglücks. — Wer sie in jenem großen schönen Hause, in jenem schattigen Garten umherflattern sieht, alle diese lieblichen Gestalten, Töchter Deutschlands, Hollands, Englands und Belgiens, gleich fröhlich und eifrig in den Lehrstunden, die von den ausgezeichnetsten Lehrern und Lehrerinnen erteilt werden, wie zu Spiel und Tanz; wer sie beobachten darf, wenn sie sich, strahlend vor Lust, die Rosen der Gesundheit auf den Wangen, im Tanze wiegen, oder jenen Versen lauschen, die ihr französischer Lehrmeister so hinreißend vorträgt: der fühlt, sie sind hier alle in jeder Beziehung wohl geborgen. — Wunderbar fesselnd war es für mich, die eben von den Lippen der deutschen Lehrerin Simrock'sche Poesie vernommen hatte, bald darauf Viktor Hugos und Alfred de Musset's Verse rezitieren zu hören von dem eleganten Schriftsteller und Professor Monsieur Cigogne. — Mit einem überwältigenden Pathos sprach er, mit dem denkbar schönsten und reinsten Accent das berühmte „Waterloo“ — mit wahrhaft erschütternden Herzensstößen Verse, zur Erinnerung an Maria Malibran, und endlich des so früh heimgegangenen Träumers rührende Bitte:

„Mes chers amies — quand je mourais
Plantez un saule au Cimetiere.“

Es war, als führe er uns mit leisen Schritten an jenes stille Plätzchen auf dem Pere la Chaise in Paris, wo die Weiße tief und liebevoll ihr grünes Haar niederhängen läßt auf jenen grauen Stein, der den Dichternamen trägt:

„Alfred de Musset.“

Auffallend traten doch die Kontraste zwischen der Art des deutschen und französischen Vorlesens zutage — wie gänzlich verschiedene sind die Accente — wie scharf ausgeprägt zeigen sich eben da die Nationalitäten in ihrer Eigentümlichkeit. Stellen, die wir hervorheben, werden da bei Seite geschoben, und wiederum Strophen, die wir gänzlich fallen lassen würden, bei unsrer Auffassung, beleuchtet der französische Vorleser gleichsam mit elektrischem Licht. Und dennoch empfand ich wiederum so klar in jener Stunde den gemeinamen Sinn der beiden Nationen: nämlich das lebhafteste Gefühl für Poesie, und die Freude an der Schönheit, wo sie auch in die Erscheinung treten mag.

Und nach der Vorlesung, da sah ich sie umherwandeln mit verschlungenen Armen, alle die jungen Zuhörerinnen, unter den blühenden Bäumen des Gartens und in den jungen Augen stand ein Etwas, das jedes Antlitz verschönt, sei es jung oder alt, und jedem Wesen einen Schein von ewiger Jugend verleiht: die Begeisterung. Dank denen, die sie zu wecken und zu pflegen verstehen! Später sah ich auch die jungen Zöglinge des heitern deutschen Tochterheim tanzen — und mit welchem Kinderfrohsein. Wie oft, auf späteren Bällen mögen sie an diese harmlosen Mädchentänze zurückdenken und — sie zurückwünschen!

Die prächtige breite Treppe — das Haus wurde von seinem ehemaligen reichen Besitzer zu einer luxuriösen Privatwohnung bestimmt — wandelten sie herab, festlich geschmückt, und führten auf dem mit Marmorfliesen bedeckten Vorplatz unter Klavierbegleitung eine Art Menuett mit solcher Anmut auf, daß es ein Vergnügen war, ihren Bewegungen zu folgen. Und später erklangen deutsche Lieder, rheinische und thüringische einfache Volksweisen — und lustige Ländler wurden immer wieder dazwischen aufgespielt zum Tanz. Ich glaube, daß die Eltern, die ihre Töchter aus diesem geschützten Heim zurückhalten, die glücklichste Mischung des deutschen Elements mit französischer Grazie des Wesens beobachten können. Welchen Wert die Nichten unseres deutschen Dichters auf die Ausbildung des Herzens in der weiblichen Erziehung legen, ohne welche alle Schulweisheit ein Nichts, offenbart sich am deutlichsten in allen den verschiedenen Briefblättern, die im Laufe der Jahre schon zu ihnen zurückflatterten, geschrieben von dankbaren Schülerinnen, glücklichen Frauen und sorgsamem Müttern, und zärtlichen Töchtern. Sie sind und bleiben die schönste Gemüthung für die liebevollen und gewissenhaften Lehrerinnen. Der Besuch dieses grünlichschatteten Nestchens gehört auch in den Blumenstrauß der Erinnerungen an die unvergeßlichen Frühlingstage in jener Blumenstadt, wo ich die Nachtigall schlagen hörte in den alten Bäumen des zerstörten Dornröschen-schlosses der Zauberin: Maria Malibran.

Motten und Motterverteilung.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Nachdruck verboten.

Der Winter rückt heran, die Hausfrau öffnet ihre sorgfältig verschlossenen Schreine, Schubladen und Körbe, sie hält eine Uberschau über ihre Vorräte an wollenen Strümpfen, Röcken, Sammet- und Pelzjachen — o weh, welche Zerstörung! Allenthalben große Löcher, kahle Flecke von verschiedenem Umfang, kunstvolle Gewebe zerfajert und zerlegt, viele Stellen mit einem dünnen, nebelartigen Flor bedeckt, welcher von krümeligen Körnchen, wie Mohn (den Abgängen der Raupen) und kleinen buntfarbigen, filzartigen Gehäusen wimmelt. Aus dem offenen Ende eines solchen Futterals guckt ein schwarzes Köpfchen hervor, das einem kleinen weißen, kahlen Käufchen angehört. Das ist die Motte als Kind und gerade in diesem Alter die Feindin unserer Kleiderchränke. Aus unseren Gewändern, Teppichen und Sesselsüberzügen baute sie sich das Nest, darinnen sie wohnt, aus ihnen entnahm sie die Speise, die sie ernährt. Doch seien wir gerecht: nicht sie allein war die Frevlerin an unserer Habe. Für Pelzgegenstände wenigstens und Leder teilt sie mit einem kaum weizenkorngroßen Käfer, dem sogenannten Kürschner (Dermestes pellis) die gleiche Vorliebe. Die Larve dieses Tieres erscheint nicht selten in den Lagern der Pelz- und Bettfedernhändler als ein sehr gefährlicher und gefürchteter Gast: sie frißt die Haare und Federn nicht an der Spitze ab, sondern am Grunde und mäht in kurzer Zeit ganze Tafeln von Pelzen, so daß die Haare derselben klumpenartig abfallen. Im Notfall freilich begnügt sie sich auch mit Tuchstoffen und nimmt sogar, wenn die Hungersnot ganz schlimm kommt, mit — Fliegenläusen fürlieb.

Die Motte (tinea) zählt in die Familie der Kleinfalter und in die Ordnung der Schmetterlinge. Als Mitglied der letzteren besitzt sie vier ganz oder größtenteils mit Schuppen bedeckte Flügel und einen zum Saugen bestimmten Kolltrüffel und erlangt ihre vollendete Form erst, nachdem sie einen Jugendzustand als Raupe verlebt und eine vollkommene Verwandlung durchgemacht hat. Gleich allen Schmetterlingen im entwickelten Zustand reizvoll und unschuldig, verüben sie als Raupen die Freveltthaten gemeinschädlicher Räuber und Verwüster.

Die Motten sind die Zwerge unter den Schmetterlingen. Ihre Haupteigentümlichkeit besteht in den beweglichen Gehäusen, die sie während ihres Raupenlebens aus den pflanzlichen oder tierischen Geweben ihrer Wohn- und Nahrungsstätte sich anfertigen und mit sich herumtragen. Zu diesem Behuf zerschneiden sie mit ihren scharfen Kinnladen die Substanzen — bald sind es Leichen von Blättern, Grasstengeln, Späncchen von Holz oder Baumrinde, Papierfasern, bald von Pelzwerk, Wolle oder Federn — und verweben dieselben mittelst seiner seidenen Fäden, die sie aus einem am Kopfe befindlichen Spinnorgan hervorzuziehen, zu einer dichten, meist röhrenförmigen Schutzdecke. Kommt die Zeit der Verpuppung heran, so verschließen sie die Öffnung ihrer Hülle mit einem dichten seidenartigen Gewebe. Zu Schmetterlingen entwickelt, zeigen sie schmale, am Rande stark gefranste, im ruhenden Zustande eng am Körper anliegende Flügel, die entweder schräg nachartig an ihm herabhängen oder ihn ganz einwickeln. Auf diese Weise nehmen sie einen möglichst kleinen Raum ein und wissen sich gegen Entdeckung und Verfolgung vortrefflich zu bergen. Die Flügel sind meist von reizender und nur durch die Kleinheit und Zartheit ihrer Umrisse dem Auge oft entgehender Zeichnung: die ausgepannten Flügel glänzen oft in allerliebster Farbenpracht, bald silberweiß, bald in Gold, Braun oder Purpur, die besonders schön unter dem Vergrößerungsglase sich darstellen. — Ein lichtfeines Geschlecht, hüten sie bei Tage ihre dunkeln Verstecke, aus denen sie sich erst mit Eintritt der Dämmerung hervorwagen. Lampen- oder Kerzenlicht zieht sie bekanntlich gleichsam magnetisch an; wie gebendelt und berauscht flattern sie in engen und immer engeren Kreisen ums Licht, bis sie in den Flammentod stürzen.

Mottenarten giebt es in Europa allein über vierzig und Hunderte von Unterarten, die sich ihren Lebensunterhalt in mannigfaltigster Weise verschaffen. Auch für sie ist der reiche Tisch der Natur gedeckt und nicht das kleinste Brotsämlin fällt umsonst herunter. Das frische Obst hat seine besondere Motte so gut wie das gedörrte; die eine Mottenart liebt die Birne, die andre Apfel, jene bevorzugt die Pflaumen, die andre Stachelbeeren, Mispeln, Eichenblätter, Fichtenknospen, Lärchennadeln, Kohl, Flechten u. s. w., noch andere schmarmozern in Kleidern, Pelzen und Naturaliensammlungen. — Galleria melonella, die Wachschabe oder Bienemotte, frißt Gänge in die Wachswaben und lebt beinahe während des ganzen Jahres vom Wachs im Bienenstocke. Werden die angefressenen Waben nicht alsbald entfernt, so geht der ganze Stock zu Grunde. —

Hyponomeuta, die Schnauzenmotte, lebt gesellig in großen, an Bäumen aufgehängten Gespinnsten, in denen sie sich verpuppt. Eine Art derselben, H. patella, die Traubenkirschenmotte, lebt vorzüglich auf dem Schwarzdorn, aber gleichfalls sehr häufig auch auf Obstbäumen, vom Gärtner wegen ihrer Verwüstungen an Blättern und Blüten, sowie wegen ihres flebrigen Gespinnstes gründlich gehaßt. Oberflüchtenant Hebenstreit versuchte im Jahre 1815 eine praktische Verwendung dieses florartigen Gespinnstes, indem er auf einer Ffarinsel bei München an Bäumen Vorrichtungen anbrachte und auf diesen die Raupen Ballons weben ließ; die letzteren erwiesen sich jedoch als wenig brauchbar. — Lyonetia Clerikella, eine silberweiße Motte mit feinem schwarzgefärbten Schwänzchen an der Spitze, miniert auf den Blättern unserer Obstbäume, indem sie durchsichtige Gänge in den Blättern des Kern- und Steinobstes frißt. — Die Kornschabe, Tinea granella, sucht die Speicher des Landmanns heim. Im Mai legt das Weibchen seine Eier an Getreidekörner ab; die ausgekrochene Raupe spinnt deren mehrere zusammen und frißt sie aus, überwintert in einem Gespinnst, welches sie aus Holzspänchen bereitet und an Balken aufhängt, verpuppt sich im Frühjahr und fliegt vier Wochen später aus. Die Dörrschabe hält sich mehr an die Speisekammer der Hausfrauen und entwickelt eine besondere Leidenschaft für gebackene Birnen, Äpfel und Pflaumen, haust jedoch auch in Herbarien; sie verwandelt die Gegenstände ihrer Genuß in Haufen krümeligen Raupenfots.

Es würde indessen zu weit führen, diese heimlichen Bohrer und Minierer, die sich meist draußen im Freien, in Blättern und Früchten ihr bißchen Brot suchen, sämtlich in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Wir haben's ja hier nur mit ihren Vettern zu thun, die in unserm Heim ihr stilles, aber unermüdliches Zerstörungswerk verrichten, aus unseren Kleidungsstücken sich die ihrigen zusammenschneiden. Man klagt so viel über den zweifüßigen Pelz- und Paletotmarder, der in den öffentlichen Lokalen der Großstädte sein Wesen treibt — der sechzehnbeintige, der in unserm eignen Hause nistet, übertrifft ihn an verderblicher Nachsichtigkeit bei weitem. Zwar schleppt jener seine Beute gleich mit sich, aber es bleibt uns doch die leise Hoffnung, daß es dem Argusauge der Polizei gelingen werde, den Raub in den geheimnisvollen Schlünden irgend eines Rückkaufgeschäftes aufzutöbren. Dieser jedoch läßt uns wohl unser Eigentum im Schranke, aber mit solchen Schandflecken, so gemißhandelt und verunstaltet, daß der Verlust für uns ein hoffnungsloser, unwiederbringlicher wird. Der Marder entpuppt sich sogleich als — Mörder unsrer Habe.

Da stoßen wir zuerst auf die Hausmotte oder Kleider-schabe, Tinea Sacitella, mit ihren wie graues Silber glänzenden Flügeln und den Franzen am Hinterrand derselben. Ende Frühjahr oder im Anfang des Sommers legt sie ihre Eier an die wollenen Zeuge. Nach zwölf Tagen kriecht die Raupe aus und beginnt alsbald an dem Stoffe die wohlbekanntesten, fast freisunden Löcher zu nagen. Ihre Lebensweise wird von H. Wagner in seinen „Entdeckungsgreifen in der Wohnstube“ treffend geschildert: „Aus den abgebißnen Haaren fertigt sich die Raupe ein dünnes, seidenartiges Futteral, das sie beständig mit sich herumträgt. Wird sie beunruhigt, so flieht sie aus ihrem Gehäuse, indem sie sich an einem Seidenfaden schnell hinabläßt. An denselben Faden kehrt sie wieder zurück und bezieht die Hülle wieder, oder baut sich eine neue, wenn dieselbe zerstört worden ist. Wird ihr der Hock bei ihrem raschen Wachstum zu eng, so schließt sie ihn an der Seite auf und webt einen Streifen neues Zeug ein, das sich dann, wenn das Tier währenddem auf andersgefärbte Stoffe übergegangen war, durch verschiedene Färbung sofort erkennen läßt. Während des Fressens heftet sie ihr Futteral mit einigen Fäden an die Unterlagen an und verschließt es, nachdem sie bei vollendetem Wachstum einen Schlupfwinkel aufgesucht hat, um sich einzupuppen. An den Zimmerwänden aufgehängt, verbringt das Tier in Gestalt einer gelbbraunen, von dem Futteral umschlossenen Puppe den Winter und schlüpft im Frühling als Motte aus.“

Die Pelzmotte, Tinea pellionella, hat silber- oder goldglänzende Vorder- und gelblichweiße Hinterflügel und legt im Mai ihre Eier an Pelzwerk, Pferdehaare, gepolsterte Stühle, Sofas, Naturaliensammlungen u. s. w. und erbaute sich ihren Palast aus den Haaren ihrer Beute, wobei ihr der Hermelin des Kürsternmantels ebenso viel Wert besitzt, als der Schafpelz des Bauern. — Die Tapetenmotte zeigt mehr Liebhaberei für Tapeten und Teppiche, verknagt aber ebensoviele die Federn ausgestopfter Vögel und die Tuche, womit alle Kutschen ausgeschlagen sind. — Die weißschulterige Motte mit ihren milchweiß glänzenden Flügeln fliegt während der wärmeren Jahreszeit abends und nachts in unsere Häuser und Stuben und steckt als Raupe in Haar- oder Wollstoffen, während die Federchabe sich in Rückenpolstern oder im Bart oder auch im Sumern (in der sogenannten Seele) der Pose aufhält.

Welches sind die wirksamsten Mittel, diesen heimlichen und heimtückischen Wühlern und Verderbern zu begegnen und sie auszurotten, wo sie sich eingenistet haben?

1) Sorgfältiges Reinhalten und Ausklopfen, besonders im Frühjahr und dann wöchentlich im Sommer, Nachsuchen in den Falten und Verstecken nach den Maden, worauf man schon durch einzelne kahle Stellen geleitet wird. Möglichst häufiger Wechsel im Gebrauch von Kleidungsstücken. Die Motten im Raupenzustand sind abgesagte Feinde der frischen Luft und lieben den Aufenthalt in verborgenen dunkeln, der äußern Luft entzogenen Räumen.

2) Mechanischer Abschluß der gefährdeten Gegenstände durch festes Einschließen in mehrere Schichten dichter Leinwand. Es empfiehlt sich das gleichzeitige Eintreten und Einlegen stark riechender Substanzen: Insektenpulver, Thymol, Kienstücke, Steinklee, Kampfer, Lavendel, Terpentinöl, Naphthalin.

3) Trockene Hitze. Von Motten stark belagerte Gegenstände säubert man am besten dadurch, daß man sie einer Temperatur bis 40° R. aussetzt, wodurch nicht nur die Raupe, sondern auch die in Eiern abgesetzte Brut getötet wird, indem das Eiweiß in denselben gerinnt. Man bringt zu diesem Behuf die Kleider, Möbel u. s. w. in eine Dörrstube oder auch in ein stark geheiztes Wohnzimmer und schließt sorgfältig Fenster und Thüren.

4) In Naturaliensammlungen vertilgt man eingedrungene Motten durch Arsenikdämpfe.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche.

G. L. Das Weiterrosten von Nägeln, die sich an Spalieren oder Gartenzäunen befinden, zu verhindern, überzieht man dieselben mit starkem Firnis oder Ölfarbe. Besser ist es aber von vornherein, den zu verwendenden Nägeln einen gegen Witterungseinflüsse bewahrenden Schutzüberzug zu geben. Dazu erhitzt man die Nägel bis zum Rotglühen und wirft sie dann sofort in kaltes Leinöl, nach dem Abblößen läßt man sie auf einem Siebe abtropfen. — Bertha G. Der Grund, warum die benutzte Gallseife den Dienst verläßt, liegt wohl darin, daß es eine jener unter dem Namen Gallseife vielfach wohlfeil verkauften Seifen gewesen, welche von der Galle nur den Namen und die grüne Farbe haben, in denen aber die Galle selbst fehlt. Galle ist eine natürliche seifenartige Substanz, welche ein großes Lösungsvermögen für allerlei Flecke etc. besitzt und die Feingewebe nicht angreift. Wenn man nicht sicher ist, wirkliche Gallseife zu erhalten (in Apotheken ist die Gewähr dafür noch am ehesten zu erlangen), so kann man sich auf folgende Weise selbst Gallseife herstellen: Man verwendet dazu eine neutrale glattweiße Kernseife (s. B. Baumöl- oder Marseilleseife), die man ganz klein schneidet und von der man 100 Gewichtsteile auf 8 Gewichtsteile Rindergalle gebraucht. Die Galle wird zuerst in einer Schale oder in einem kleinen Kessel im Wasserbade erwärmt und dann die Seife dazu gegeben und so lange gerührt, bis sie sich aufgelöst hat. Man pflegt die Gallseife noch zu parfümieren und zwar durch einen Zusatz einer Mischung von 2 Teilen Rosmarinöl und 1 Teil Lavendelöl. Kernseife darf man an Stelle der Gallseife nicht verwenden, weil sie nicht ganz neutral ist, und letzteres ist die Hauptsache bei der Gallseife, weil eine ätzende (laugige) Seife farbenverändernd wirkt oder auch die Faser angreift. — Bl. D. in W. Der Grund, warum Papieretiketten, die man auf Gefäße aus verzinnem Eisenblech (Konservenbüchsen etc.) klebt, leicht abfallen, liegt daran, daß gewöhnlich Gummiwasser zu ihrer Befestigung benutzt wird, welcher entweder durch Feuchtigkeitseinwirkung unbrauchbar wird oder an sehr trockenen Orten spröde wird, so daß die Etiketten abspringen. Besser ist folgender Klebstoff: 5 Gewichtsteile Roggenmehl rührt man mit einem Gewichtsteil venetianischer Terpentin zusammen und rührt dann so viel Weinsäure dazu, daß ein Kleister entsteht. Dieser Kleister trocknet sehr langsam, die Papieretiketten fügen, damit angeklebt, auf allen Metallunterlagen sehr fest.

Kosmetik und Gesundheitspflege. B. in D. Ein gutes Rezept zur Bereitung von Stangenpomade lautet: Man schmilzt 70 Gewichtsteile Wachs, 10 Gewichtsteile Walrat und 90 Gewichtsteile Bergamottöl zusammen, parfümiert die Mischung mit wohlriechenden ätherischen Ölen und gießt sie in Blechformen aus. Um der Stangenpomade einen Honiggeruch zu geben, parfümiert man die obige Menge durch Zusatz von 2 Gewichtsteilen Bergamottöl und 1/10 Gewichtsteilen Melissenöl. — Fr. v. L. Eine Anleitung zur Behandlung Geisteskranker oder Geisteschwacher im Privatleben ist von Dr. J. L. A. Koch geschrieben worden und unter dem Titel „Psychiatrie für Laien“ bereits in zweiter Auflage bei P. Neff in Stuttgart erschienen. — N. in D. Gewiß ist Ihnen bekannt, daß nicht alle Krankheitserscheinungen denselben Ursachen entspringen und daß daher die Heilmittel auch verschiedene sein müssen. Aus eigener Erfahrung haben Sie erleben müssen, daß bei einem scheinbar so leichten, wenn auch höchst fatalen Uebel, die Rote der Nase, einer ganzen Reihe ärztlich angeordneter Mittel: Gesichtspuder, Zithspolseife, Kamillen, Karbolsäure nicht halfen und daß das Uebel erst dem Gebrauch der bekannten Mischung von Salicylsäure und Vaseline wich, nachdem Sie dieselbe ein halbes Jahr hindurch täglich verwendeten. Wir können Ihre Freude über den Erfolg begreifen, nicht aber Ihre Angst teilen, daß in jenem Mittel nun ein Universalmittel für alle roten Nasen gefunden sei. In anderen Fällen dürften die bei Ihnen selbsterprobten, vom Arzte ordinierten anderen Mittel helfen, ja, die von Ihnen aus Furcht nicht verwendete Sublimatlösung hätte vielleicht rascher gewirkt. Jedenfalls teilen wir Ihre Erfahrungen hier zum besten derjenigen mit, deren Leidensgeschichte Sie waren, und wünschen, daß Ihre Mitteilung denselben dazu verheße, die „schönste Normalnasefarbe“ — wie Sie sich ausdrücken — wieder zu erhalten. — Dr. K. in Laibach. Wir können Sie nicht dringend genug vor dem Gebrauch der bekannten Morisonischen Pillen warnen. Dieselben gehören zu den dauerhaftesten Geheimmitteln, denn sie wurden bereits vor 70 Jahren und zwar von England aus in den Handel gebracht und sollen schon kurz nach ihrer ersten Verbreitung in England Veranlassung zu mehreren Vergiftungen gegeben haben. Von jedem Arzneimittel muß man in erster Linie fordern können, daß es eine stets gleiche Zusammenhänge zeige — eine Forderung, welche die Morison-



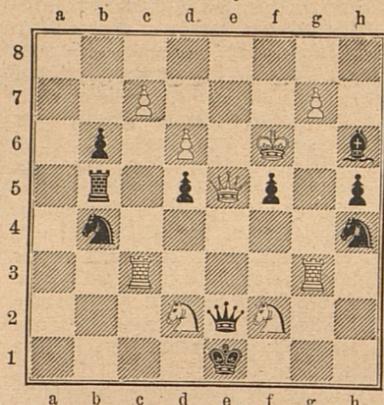
Die freche Maus.

Schach.

Aufgabe Nr. 204.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 78 Seite 300.

Die Dame war 65 Jahre, ihr Sohn aber 35 Jahre alt. Die Summe ihrer Lebensjahre betrug daher 100. Vor 20 Jahren war die Dame 45, der Sohn aber 15 Jahre alt; sie selbst also dreimal so alt als dieser.

Auflösung des Rätsels Seite 300.

Der Fluß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 202 Seite 300.

- White moves: 1. Dg1-a1, 1. Kb4-a4 oder c5, 2. Tf3-f4 oder Lh4-e7 matt. Black moves: 1. ... 1. a5-a4, 2. Da1-c3 matt. White moves: 1. Sa3-b5 oder c4, 2. Sc7-a6 oder Se5-d3 matt.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Abonn. in Schr. Wenn Sie die von uns empfohlene Cremefarbe von Drumm u. Comp. in Kaiserslautern verwenden, werden Sie sich nicht über zu helle Cremefarbe der Gardinen beschweren; in der Mehrzahl der Fälle wird man sogar die genannte Farbe zu dunkel finden, wenn man sie zu verwaschen hat, um nicht zu dunkle Farbtöne zu erhalten. — Wenn man dem Wasser, welches man zum feuchten Aufweichen der Stubendielen benutzt, ein wenig Salznatron zusetzt, so soll das in den Ritzen befindliche Ungeziefer sofort getötet werden. Auch Bestreichen der Schlupfwinkel mit Petroleum wird dafür empfohlen. — M. J. Dajo. — Fr. G. Z. in M. — Es giebt ebenjenseitig eine beste Waschmaschine, wie es eine beste Nähmaschine giebt; Sie erhalten zu jeder Waschmaschine eine Gebrauchsanweisung und finden solche Maschinen für größeren oder kleineren Bedarf eingerichtet in reicher Auswahl im Magazin des Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88, vorrätig (ebenfalls Dreihollen). — Soda ist der Wäsche nicht schädlich, sobald nur durch gründliches Spülen dafür gesorgt wird, daß in der Wäsche keine Soda mehr zurückbleibt, die beim Trocknen durch Kristallisieren mechanisch die Fasern zerreißen würde, genau so wie das beim Frisieren der Wäsche in deren Fasern kristallisierende Wasser dieselben müde macht. Damit die Soda sicher entfernt werde, pflegt man nach dem Behandeln der Wäsche mit Soda dieselbe noch ein zweites Mal mit schwachem Seifenwasser zu waschen, oder wie man sich ausdrückt, die Wäsche klar zu kochen. — Die Frage bezüglich der Hautflechte zu beantworten steht dem Hausarzte zu. Verschiedenes. A. Kr. Zum Grünfärben von Moos (zu Moosarbeiten) erhitzt man Wasser zum Kochen und läßt darin etwa zwei Theelöffel voll Pikrinsäure und einen Theelöffel voll Indigotin (auf ein Liter Wasser) auf. Für dunklere, blauere Töne nimmt man mehr Indigotin. In die kochende Flüssigkeit wird das Moos eingetaucht und etwa eine Minute lang darin gelassen. Dann nimmt man es heraus und spült die überflüssige Farbe ab. Ein so gefärbtes Moos eignet sich sehr gut zur Dekoration von Blumentischen. — A. P. in D. Wir empfehlen Ihnen das in Lieferungen erscheinende Werk von C. Franke „Neue Initialen“ (Verlag von Dreßel-Füllki u. Co. in Rütch). Die sauber und gut in Farbe und ausgedehnten Hierarchien erstrecken sich auf die Alphabete aller Silberradien. — K. W. Für Frostspannlein empfiehlt Kehler eine Mischung aus 500 Teilen weißem Harz, 200 Teilen Schweinefett, 300 Teilen Stearinöl. — A. v. G. in Cöslin. Unter den zur Fortbildung der jungen Mädchen nach den Schuljahren gegründeten Anstalten nimmt die Fröbelstiftung in Dresden anerkennenswerthen einen der ersten Plätze ein. Der nächste Kursus für Kinderlehrerinnen in dieser Anstalt (Dresden, Annonstr. 28) beginnt mit Anfang Oktober dieses Jahres. — P. W. V. in Jettenbach. Das angezogene Buch können wir nicht empfehlen.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „September“.

Fig. 1. Gesellschaftstoilette. Der 220 Cent. weite Rock aus Taffet ist am unteren Rande mit einer 7 Cent. breiten, in Talfalten geordneten Frisur von reps ottoman in doppelter Stofflage begrenzt und längs der Innenseite mit zwei je 15 Cent. breiten, in Falten ausgeklagelten und aufeinander liegenden Frisuren von Taffet garniert. Außerdem ist der Rock mit Garniturteilen von glattem reps ottoman, sowie aus gestreiftem Seidenstoff überdeckt, mit Revers von glattem Stoff ausgestattet und in der Weise der Abbildung mit Schleifen und Spangen von 6 1/2 Cent. breitem Sammetband verziert. Letztere sind durch die längs des Aufsenrandes des vorderen Garniturteils in je 10 Cent. großen Zwischenräumen angebrachten Einschnitte geleitet und lassen oben 17, unten 38 Cent. breit die Garnitur des Rockes sichtbar werden. Die Taille aus gestreiftem Seidenstoff ist auf den Vordertheilen und an den Ärmeln mit Revers von reps ottoman ausgestattet und in der Weise der Abbildung mit gefalteten Teilen von weißem Erde garniert. Aus Sammetband ist der seitwärts



mit einer Schlinge und Enden geschlossene Kragen, sowie die mit Schleifen versehenen Gurteile hergestellt. Fächertheile von reps ottoman hat man den Rückenschoßtheilen der Taille untergehegt. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.)

Fig. 2. Braut-toilette aus Atlas und Spitze. Die Vorder- und Seitenbahnen aus Atlas sind mit einer 10 Cent. breiten Piffisfrisur von gleichem Stoff begrenzt und oberhalb derselben mit einem vorn und an der linken Seite 20, an der rechten Seite 40 Cent. hohen, à plissé gefalteten Volant von Atlas ausgestattet; außerdem werden dieselben in der Weise der Abbildung mit übereinander liegender, 12 Cent. breiter gefalteter Spitze und einem Garniturteil von Atlas überdeckt. Letzterem schließt sich, an der



rechten Seite eine breite Talfalte bildend, die in der hinteren Mitte 220 Cent. lange, aus 4 je 58 Cent. breiten Atlasbahnen hergestellte Schleppe an. Dieselbe hat man mit Flanel als Einlage, sowie mit Satin als Futter versehen und am unteren Rande, auf der Innenseite, mit einer Frisur von Spitze begrenzt. Die schräg geschlossene kurze Schoßtaille aus Atlas ist mit einem gefalteten Teil von gleichem Stoff, sowie mit Spitze garniert und mit einem Gewinde von Drangen und Myrte ausgestattet; ein großer Strauß ist an der rechten Seite auf der Talfalte des Rockes befestigt. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 2.) Ein 350 Cent. langer, 270 Cent. breiter, am Aufsenrande mit einem 5 Cent. breiten Saum versehener Schleier aus Muslinstoff, sowie ein Kranz aus Drangen und Myrte vervollständigen die Toilette.

Bezugsquelle der Modelle: Bonwitt u. Littauer, Behrenstraße 26.

Die nächste Nummer (Nr. 35) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.